Die Christliche Welt

HERAUSGEBER: PROFESSOR D. MARTIN RADE

Nr. 33/34 — Gotha, 20. August 1925 — 39. Jahrgang

Inhalt: Ethik der Kraft — Das Buch Daniel: 2. Die Daniel-Erzählungen — Taufgesinnt und Freisinnig. Vortrag auf dem Leeuwarder Gemeindetag der Baptisten — Predigttypen und Predigtaufgaben der Gegenwart: Lehmann, Moering, Stapel; Kierkegaard, Barth-Thurneysen, Dehn, Ehrhard; Schlußbetrachtung — Ein Brief an Erzbischof D. Söderblom — Die neue Metaphysik. Von der Kantgesellschaft in Halle — Kunst und Zensur (Houben) — Religion und Aufklärung in Rußland — Von der christlichen Mission in Japan: Frau Eiko Mochiji — Jahrbuch der Gesellschaft für die Geschichte des Protestantismus im ehemaligen Oesterreich (Loesche) — Paul de Lagarde — Ein entfernter Vetter des Dr. Faustus: Aufführung des Turbo von J. V. Andreae — Verschiedenes: Leben Jesu in Palästina, Schlesien und anderswo (Wittig); Die Geheimnisse der Weisen von Zion (Segel); Das Quäkertum und die Zölle; Komm, Herr Jesu, sei unser Gast; Weitere Literatur für Stockholm und Oslo — Vom Katholizismus der Gegenwart — Wöchentliche Chronik — Versammlungskalender — Anzeigen

Ethik der Kraft

Es ist ein Unterschied zwischen dem ethischen Handeln und seiner Theorie, der Ethik. Jede Ethik als Theorie stellt Forderungen und gibt Gesetze, mögen sie ein Sollen als Pflicht einschärfen oder ein Können für bestimmte Fälle regulieren. Grundsätzlich stehen in dieser Hinsicht die Ethik des Hammurabi, des Mose, des Talmud, der Stoa, des Christentums, des Buddhismus, religiöse und irreligiöse Ethik auf einer Linie. Auch wo das Ziel, das Sollen, in die Form eines Lebensideals gekleidet wird, wechselt nur die Darstellung ihr Gewand. Ein Lebensideal wäre wertlos, wenn es nicht in sich die Tendenz trüge, sich Anderen außer seinem Schöpfer zur Erprobung zu empfehlen. Der Übermensch Nietzsches, der Edelmensch Verweyens, der Gentleman Coudenhoves: mögen sie unter Vermeidung jeder gesetzlichen Formulierung noch so rein thetisch entwickelt sein, sie wollen doch den Menschen zum Nachstreben anregen, tragen also imperativischen Charakter.

*

Man redet von autonomer und heteronomer Ethik. Richtiger müßte man autonomes und heteronomes sittliches Handeln unterscheiden. Jenes schafft die Gesetze, denen es folgt, aus sich selbst; dieser nimmt sie von außen her, aus der Religion, aus dem Staatsleben, aus der Philosophie, aus dem Verhältnis zu anderen Menschen. Die autonome Sittlichkeit ist Entfaltung von innen heraus, ist freie Entwicklung des Eigenlebens, ist aber zugleich auch Selbstbeobachtung aller Wechselwirkungen, aller Hemmungen und Förderungen, die sich aus dem Recht der Anderen auf autonome Sittlichkeit ergeben. Aus dieser Selbstbeobachtung erwachsen Richtlinien des Handelns, die gegebenenfalls innegehalten werden, um Hemmungen zu vermeiden und Forderungen zu gewinnen: — — also ethische Gesetze. Man sieht, daß dieser Weg über eine gesetzliche Ethik nicht hinausführt. Und in ihr wird der Gegensatz zwischen Wollen und Sollen vielleicht — bestenfalls — sublimiert, aber nicht wirklich aufgehoben. Das aber muß das Ziel der Sittlichkeit sein.

*

Wenn es nicht einen Zwiespalt zwischen Wollen und Sollen und Schädigungen des Einzelnen wie der Gesamtheit durch ihn gäbe, so gäbe es auch keine Ethik. Niemand brauchte sie. Dabei mag der Ursprung des Sollens, das ja zunächst nicht ein so naturhaftes Gewächs zu sein scheint wie das Wollen, dahingestellt bleiben. Jedenfalls: das Sollen ist eine Tatsache des Lebens, und ebenso seine Inkongruenz mit dem Wollen. Es gibt in jedem sittlichen Subjekt zentrifugale Mächte, die sich der Einheit des Willens mit dem Sollen widersetzen, ja sie zu zerstören suchen. Kein noch so ehrwürdiges Gesetz, kein noch so erhabenes Lebensideal ist stark genug, einen Willen restlos in seinen Bann zu ziehen. Es ist sehr möglich, daß das Bedürfnis nach sittlicher Reinheit in der Menschheit einmal allgemein werden könnte, aber es ist sehr unwahrscheinlich, daß diesem allgemeinen Bedürfnis je eine allgemeine Erfüllung entsprechen wird. Zugegeben, daß die menschliche Natur im Grunde gut sei, so unterliegt sie doch vielen und starken Einflüssen von außen und von innen, die diese ursprüngliche Qualität schwächen, wenn nicht zerstören, und das Grundproblem der Sittlichkeit wird immer bleiben, wie diese Einflüsse überwunden werden können, wie die Seele ihr bestes Sein entfalten und verklären kann.

*

Man empfiehlt eine Hygienik, Gymnastik und Kosmetik der Seele. Sehr gut! Aber etwas Neues ist das doch nicht. Was sich hinter diesen Stichworten erhebt, kennen wir längst und nennen es etwas einfacher geistige Erziehung zur Sittlichkeit. Ihre einzelnen Momente: sittliche Gesundheit, sittliche Übung, sittliche Schönheit, hat die Erziehungskunst längst in ihre Dienste gestellt. Aber das ganze System ist und bleibt nomistisch, gesetzlich; es ist die Ethik des Sollens. Auch bei ihr bleibt das Grundrätsel ungelöst, wie es zum Können kommt. Zum Können gehört Kraft, siegreiche Kraft, die nicht von außenher zum höchsten Grade konzentriert, zusammengehämmert wird, sondern von innen heraus erwächst, durch ihren Eigendruck, nicht durch ein noch so künstliches Pumpsystem. Offenbar kann nur die Ethik Anspruch auf Vollkommenheit erheben, welche zugleich mit dem System des Sollens, mit dem reinsten Lebensideal auch die Kraft zu seiner Erfüllung entbinden oder, wo keine Kraft vorhanden ist, diese geben kann. Was die Menschheit zu ihrer Vervollkommnung braucht, ist die Ethik der Kraft.

*

Das Geheimnis der Sittlichkeit ist die Kraft des Willens. Die schönsten und tiefsten Ideen nützen dem Ich nichts, wenn sein Wille nicht Kraft genug hat, sie in Wirklichkeit umzusetzen. Woher empfängt der Wille seine Kraft, wenn er kraftlos geworden ist? Woher stammt seine Kraft, wenn sie ihm von Natur eigen ist? — Nirgendwo in der Menschheit gibt es vereinzelte Kraft oder vereinzelten Willen. Wille tritt wohl in einzelnen Individuen oder in individuellen Organismen in die Erscheinung, aber er trägt überall Gattungscharakter, ist Familien-, Gemeinde-, Volkswille. Wie die Meereswelle wohl etwas für sich ist und doch nur

im Zusammenhange mit dem Meere ihr Dasein hat, so ist der Einzelwille, obwohl individualisiert, doch nur ein Teil des unendlichen Weltwillens, der die ganze Kreatur durchpulst, nie ganz ohne Verbindung mit ihm, — die kleinste Kraftzelle nie ganz abgeschnitten vom unendlichen Weltkraftzentrum. Aber allerdings: Hemmungen, Störungen, Schwächungen des Kraftstromes kommen als notwendige Begleiterscheinungen der relativen Selbständigkeit des Einzelwillens infolge innerer und äußerer Einflüsse täglich vor. Leben ist nicht Gleichstrom, sondern Puls, aber Ziel des Lebens ist Kraftpuls. Der Weg zum Ziel ist negativ die Beseitigung jener Einflüsse, positiv Zuführung neuer Kraft aus dem Zentrum. Der ethische Nomismus jeder Art mit seinem „du sollst", „du sollst nicht" gehört zu den negativen Mitteln.

*

Philosophische Betrachtung mag den Weltwillen nennen, wie es ihrer Sprache entspricht, die Religion nennt ihn Gott. Im Unterschied von der Philosophie erhebt sie den Anspruch, nicht nur bis an den Weltwillen, sondern in ihn hinein zu führen. Sie begründet diesen Anspruch damit, daß sie eine Sache des ganzen Menschen ist, daß sie die Totalität seiner Gemütszustände in ihren Dienst stellt, — diese Welt rein psychisch, aber auch physisch bedingter Strebungen, Empfindungen, Gestaltungen, Zustände. Sie so vollkommen wie möglich mit dem Weltwillen, dem Metaphysischen, dem Transzendenten in engste Verbindung zu bringen: das ist wirkliche und wesenhafte Religion. Wer heute noch in der Religion eine Summe ethischer Gesetze oder dogmatischer Lehren sieht, kennt die moderne Religionsforschung, auch die theologisch bestimmte, nicht.

*

Wer diese Gedanken konsequent zu Ende führt, muß zu dem Ergebnis kommen, daß nur aus der Religion eine Ethik der Kraft erwachsen kann. Denn nur sie stellt sich in den Dienst der ethischen Grundaufgabe, den Menschen zu dem Urquell seiner eigenen Kraft zurückzuführen, und wenn es überhaupt möglich ist, erfüllt nur sie alle Vorbedingungen zu ihrer Lösung. Sie faßt Denken, Fühlen und Wollen in allen seinen Regungen einheitlich zusammen und lenkt sie auf das eine Ziel, auf Gott. Sie tut das systematisch und organisatorisch, also vorbedacht, und doch zugleich aus naiver Kraft heraus. Auch das Denken kann sie dabei nicht entbehren, denn sie muß dem Menschen zum Bewußtsein bringen, daß zwischen ihm und dem Allherrn ein natürlicher innerer Zusammenhang besteht. Ohne dieses Bewußtsein ist keine Stärkung der Kraft möglich. Einem Tier könnten wir das Bewußtsein seines Zusammenhanges mit dem Urwillen nicht erwecken; es ist kein Objekt oder Subjekt der Religion, aber auch nicht der Ethik.

*

Was ist Schönheit? Harmonische Zusammenfassung vieles Einzelnen in einer Einheit, eine Harmonie, in der jedes Einzelne nach seiner Bedeutung für das Ganze die angemessene Stellung erhalten hat. Die höchste Schönheit wäre darnach die ganze Fülle des Mannigfaltigen „in Harmonie mit dem Unendlichen". Sie wäre verwirklicht, wenn nicht der Mensch wäre: „Die Welt ist vollkommen überall, wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual." Der Mensch steht infolge seiner Selbstheit, die vom Unendlichen abdrängt, außerhalb dieser Harmonie; sich in sie einzufügen ist seines Daseins einzige Bestimmung. Darum gibt es nur für ihn eine Ethik, für die übrige Kreatur nur die — Ästhetik. Von einer Ethik der Schönheit zu reden, geht also nicht an; es ist das die in sich widerspruchsvolle, aber in der Gegenwart leider so beliebte Verschmelzung ethischer und ästhetischer Betrachtung, die wenn an nichts Anderem so doch an der Gestalt Richards des Dritten scheitern sollte, an ihrer in sich harmonischen grausigen Schönheit, an ihrer grell kontrastierenden Unsittlichkeit.

*

Und doch kann auch die Religion mit ihrer Ethik der Kraft die Schönheit nimmer entbehren. Denn der Sinn für Schönheit gehört zum Gemütsleben des Menschen, er ist der Reflex der Schönheit des Alls im Ich. Das Auge für sie öffnen, die Phantasie mit ihr anfüllen, das erdbeschwerte Gemüt mit ihr ausrüsten zum Fluge in die Harmonie mit dem Unendlichen: das ist eines der Hauptmittel, um die Verbindung mit Gott lebendig und stark zu machen; das Herz zu öffnen, daß die Kräfte der Ewigkeit einströmen können. Alle historischen Religionen müssen es sich sagen lassen, daß sie ihre Hauptaufgabe, die Entbindung der Kraft zur Aufnahme göttlichen Lebens bisher ganz unzureichend gelöst haben. Aber auch ihre Entwicklung muß mit Jahrtausenden rechnen. Sie werden — sicher! — die Ethik des Gesetzes durch die der Kraft ersetzen, und das Christentum ist dazu in erster Linie prädestiniert. In der Welt des Ewigen gibt es keine Ethik mehr, nur Harmonie, nur Schönheit. Heiligkeit ist eitel Schönheit!

Petkus Alfred Eckert

Das Buch Daniel

2. Die Daniel-Erzählungen

1. In seiner ersten Hälfte (c. 1—6) enthält das Danielbuch sechs Geschichten von Daniel und seinen drei Freunden.

Die erste (c. 1) erzählt, wie diese vier jüdischen Knaben, durch Schönheit und Begabung ausgezeichnet, an Nebukadnezars Hof kommen. Während der drei Jahre Pagenschule leben sie nur von Wasser und Gemüse, um sich ja nicht durch den Genuß von Wein und Fleisch zu verunreinigen. Aber diese vegetarische Kost schlägt bei ihnen gut an und beim Schlußexamen vor dem König stehen sie, und vor allem Daniel, weitaus an der Spitze aller Schüler.

Die zweite Geschichte (c. 2) gibt ein Beispiel von Daniels Weisheit und zeigt, wie er die weltberühmten Chaldäer auf ihrem eigenen Gebiete schlägt. Sie vermögen dem König den Traum, den er vergessen, nicht zu sagen und sollen darum sterben. Aber Daniel rettet sie. Denn auf sein Gebet hin offenbart ihm Gott den Traum mitsamt der Deutung. Und Nebukadnezar verbeugt sich vor Daniel und erhebt ihn und die Freunde zu hohen Ämtern.

Die dritte Geschichte (3, 1—30) handelt von den drei Freunden allein. Sie weigern sich, einer Riesenstatue, die der König hat aufstellen lassen, zu huldigen, und werden in einen siebenfach überheizten Ofen geworfen. Ein Engel gesellt sich zu ihnen. Das Feuer läßt sie unversehrt. Der König muß wiederum die Macht des jüdischen Gottes anerkennen.

Die vierte Geschichte (3, 31—4, 34): Nebukadnezar hat einen beängstigenden Traum von einem stolzen Baum, der dann bis auf einen Stumpf abgehauen wird. Wieder ist Daniel allein imstand ihn zu deuten. Und wie er ihn gedeutet hat, so geht er am König selber in Erfüllung. Von Wahnsinn befallen lebt er sieben Jahre lang wie das Vieh, bis er in sich geht und sein Verstand zurückkehrt. Das teilt Nebukadnezar selber in einem Erlaß seinen Untertanen mit.

Die fünfte Geschichte (5, 1 — 6, 1): Während König Belsazar ein Gelage abhält und mit den heiligen Geräten aus dem Tempel zu Jerusalem seinen Mutwillen treibt, malt eine Hand eine geheimnisvolle Inschrift an die Wand. Keiner kann sie lesen. Da erinnert die Königinmutter an Daniel. Er kommt, liest die Inschrift und deutet sie auf den nahen Untergang des babylonischen Reiches. Und in jener Nacht wird Belsazar ermordet.

Die letzte Geschichte (c. 6) spielt unter „Darius dem Meder". Die auf Daniel neidischen Höflinge entlocken dem

arglosen König den Erlaß, daß während 30 Tagen niemand etwas von einem Menschen oder Gott erbitten dürfe als von ihm. Wie sie gerechnet hatten, kehrt sich Daniel nicht an das Verbot, wird beim Gebet ertappt und in die Löwengrube geworfen. Aber die Löwen krümmen ihm kein Haar. Der König läßt ihn heraus und gibt seine Verleumder mit Frau und Kind den Tieren preis.

2. Es sind ausgesprochene Legenden. Damit begreifen sich ohne weiteres die Wunder und all die sonstigen Unwahrscheinlichkeiten und Unmöglichkeiten, die uns unerträgliche Schwierigkeiten machen, wenn wir sie als Geschichte nehmen wollen. Die Hauptmotive, die Rettung aus dem Feuerofen, die Rettung vor den wilden Tieren, die Bestrafung des Verfolgers oder umgekehrt seine Bekehrung, kehren in allen jüdischen, christlichen, buddhistischen, mohammedanischen Legendensammlungen wieder. Wertvoll werden diese Legenden für uns dadurch, daß sie das Ideal des jüdischen Frommen zeichnen, der den Geboten seiner Religion auch in heidnischer Umgebung und bis zum Martyrium die Treue hält; Gott läßt ihn nicht im Stich und führt alles zu herrlichem Ausgang. Mit dieser strengen Gesetzlichkeit kontrastiert nun die völlige Unbefangenheit, mit der diese Frommen den Dienst am heidnischen Hofe versehen, die fast kindliche Freude, mit der alle ihnen widerfahrenden Ehrungen berichtet werden. Aber dahinter steckt doch das ernste und schwere Problem, wie sich der fromme Jude im Exil zur heidnischen Umwelt und zum heidnischen Staate stellen sollte. Sollte er nach dem Grundsatz ubi bene ibi patria sich in Babylon völlig zu Hause fühlen und Schritt für Schritt mit den altererbten Bräuchen schließlich auch das, was er vor allen andern Völkern voraus hatte, preisgeben? Es gab solche. Oder sollte er in Babylon nur den Kerker, in seiner Regierung nur den Unterdrücker und Kerkermeister sehen und voll Ungeduld dem Tag der Befreiung und der Heimkehr nach Palästina entgegenharren, wo man allein richtig leben und arbeiten und Gott dienen zu können meinte? Es gab auch solche. Aber hier schwebt ein anderes Ideal vor. Das Ideal, das einst Jeremia in seinem berühmten Brief an die Exulanten (c. 29) verfolgt hatte: in dem fremden Lande sein natürliches Leben leben und auch an dem Staate, an dessen Wohl und Weh man nun einmal gebunden, mitarbeiten, und Gott auch im fremden Lande dienen. Aber eben dann galt es, um nicht auf jene schiefe Ebene allmählichen Abfalls zu geraten, den Strich zwischen sich und der heidnischen Welt ganz deutlich und scharf zu ziehen. Nur Treue zum jüdischen Brauch auch im Kleinen konnte unbedingte Zuverlässigkeit und Treue auch im Letzten gewährleisten. Es ist das edelste Judentum jener Zeit, das hier zu uns spricht.

3. Die weiteren wissenschaftlichen Probleme können hier nur flüchtig skizziert werden.

Die Geschichten Nr. 2—6 sind ehedem einzeln umgelaufen. Das erhellt daraus, daß Nr. 2 und 4, 3 und 6 sachliche Varianten sind, Nr. 2 und 4—6 von Daniel handeln, Nr. 3 dagegen nur von den drei Freunden, und daß die Erzählungen auch sonst nicht völlig aufeinander abgestimmt sind. Später wurden sie zu einem Legendenkranz vereinigt und Nr. 1 dazu gedichtet als Einleitung, die die Situation schafft und auch schon die zwei Hauptmotive, Daniels Weisheit und Frömmigkeit, anklingen läßt.

Entsprechend der neueren Auffassung von der Entstehungszeit des Buches hat man die Legenden meist als Reflex der makkabäischen Zeit verstanden und in Nebukadnezar, Belsazar, Darius den verkleideten Antiochus zu finden vermeint. Aber sie zeigen nicht das jüdische Volk, sondern den einzelnen Juden in heidnischer Umgebung. Und das Verhältnis zum heidnischen Staat und seinem Oberhaupt ist nicht grundsätzlich feindlich; nur wenn der König vom Größenwahn befallen wird oder wenn ihn Neid und Verleumdung gegen die hochgestellten Juden aufstachelt, kommt es zum Zusammenstoß. Das alles ist nicht die Situation der Seleukidenzeit, sondern die der Perserzeit. Jene Geschichten sind somit älter als das Danielbuch.

Ihre Vorgeschichte läßt sich noch weiter zurückverfolgen. Sehen wir einmal von ihrer jüdisch-legendären Färbung ab, so gehören sie in den Kreis orientalischer Hofgeschichten, wie wir sie aus dem Buch Esther, dem aramäischen Achikarroman, aus Herodot, Ktesias, Plutarch und aus 1001 Nacht kennen. Überall ist es, mit geringen Schwankungen, dieselbe stereotype Sultansfigur: im Grunde gutmütig, im Zorn oder durch Verleumdung leicht zu unbesonnener Tat hingerissen, dann aber auch schnell wieder bereit sie gutzumachen.

Für mehrere dieser Erzählungen läßt sich geradezu eine altorientalische vorjüdische Grundlage wahrscheinlich machen. Der Erzählung von c. 2 liegt das schon aus der Josephsgeschichte bekannte verbreitete Motiv vom Traumdeuter zugrunde, der dieser seiner Fähigkeit seinen Aufstieg zu den höchsten Ehren verdankt. Zu Nebukadnezars Wahnsinn (c. 4) ist bei Euseb eine babylonische Schwestersage erhalten. Daß Babylon während eines Gelages erobert wurde, erzählen auch Herodot und Xenophon. Ein beliebtes Sagenmotiv ist auch die Geisterschrift an der Wand [2]), und darum ist es natürlich müssig darüber zu grübeln, was für ein Schriftsystem es gewesen sein könnte. Das Mene Tekel, erst durch ein Wortspiel auf den Fall des Babylonierreiches bezogen, dürfte ursprünglich ein aus aramäischen Gewichtsbezeichnungen gebildeter Rätsel- oder Zauberspruch gewesen sein. Die Juden haben diese Geschichten übernommen und judaisiert, indem sie ihren berühmten Landsmann Daniel als Held einführten [3]). — Ebenso sind aber auch in den übrigen Erzählungen, von denen sicher die Einleitung (c. 1) rein jüdischer Herkunft ist, allerlei beliebte Motive verwendet. In c. 1 z. B. der Aufstieg jüdischer Jugend an fremdem Königshof (vgl. Josef, Mose, Esther) und der Jüngling, der in Frage und Antwort alle seine Rivalen aussticht (vgl. den Wettstreit der drei Pagen III. Esra. 3 f. und Luk. 2, 41 ff.).

Und woher schließlich die Gestalt des Daniel? Hat es nicht vielleicht doch unter den Exulanten in Babylon einen frommen Seher dieses Namens gegeben, auf den dann alle möglichen Geschichten gehäuft wurden? An sich wäre das denkbar; aber zwei Stellen bei Ezechiel weisen uns nach einer anderen Richtung. Ez. 28, 3 redet von Daniel als einem hochberühmten Weisen, und Ez. 14, 14. 20 nennt Noah Daniel Hiob als notorische Gerechte. Aber Daniel ist für Ezechiel kein jüngerer Zeitgenosse, sondern offenbar eine Gestalt grauer Vorzeit, und doch von dem Daniel unseres Buches ebensowenig zu trennen wie jener Hiob von dem Hiob des nach ihm benannten Buches. Entweder existierten verschiedene Überlieferungen über die Zeit dieses Daniel. Oder es war ein kühner Griff eines „Dichters" — vielleicht desjenigen, dem wir den Legendenkranz mitsamt seiner Einleitung verdanken — die Gestalt der Vergangenheit als Pagen an Nebukadnezars Hof zu bringen.

So vermögen wir mit den Methoden moderner Sagenforschung weit über das uns vorliegende Buch zurückzudringen und seine Vorgeschichte wenigstens in ihren Umrissen zu erkennen. Und um so mehr müssen wir dann die einheitliche und charaktervolle Gestalt unserer Legenden bewundern.

Marburg Walter Baumgartner

[2]) Vgl. zu B. Friedrich v. d. Leyen, Deutsches Sagenbuch 3 (1919) Nr. 95. 313; Grimm, Deutsche Sagen Nr. 25. 76.

[3]) Besonders deutlich wird dies bei der nur in der griechischen Bibel erhaltenen Geschichte, wie Daniel den Drachen zu Babel tötet, indem er ihm Kuchen aus Pech, Fett und Haaren ins Maul wirft: genau wie es auf einem assyrischen Siegelzylinder (Jastrow, Bildermappe zur Religion Babyloniens und Assyriens, 1912, Abb. 198) dargestellt ist.

Taufgesinnt und freisinnig

Vortrag, gehalten auf dem Leeuwarder Gemeindetage der Baptisten 13.9.1922*)

1

Ich habe es übernommen, diesen Gegenstand zu behandeln, weil ich meine, daß Un-freisinnigkeit eine Krankheit des Geistes ist, deren Gefahren wir wohl jeder einmal vor Augen halten können, auch in unserer Bruderschaft. Denn ich zaudere nicht zu sagen, daß nach meinem Urteile die Taufgesinnten noch lange nicht freisinnig genug sind. Und ich fürchte nicht, daß ihr das von mir verkehrt verstehen werdet. Die Meisten von euch wissen wohl, daß ich mich rechnen lasse zu den Nichtmodernen. Ich finde mein Heil bei dem Kreuze Jesu Christi. Und ich kann also unmöglich meinen, daß die Bruderschaft noch nicht modern genug sei. So versteht ihr also wohl, daß ich mit „freisinnig" etwas Anderes meine denn „modern". Ich unterschreibe durchaus, was der Vorsitzende des Freisinnigen Christlichen Studentenbundes einmal von den Gründern des Bundes schrieb: daß sie recht gut wüßten, „daß Menschen, die sich orthodox nennen, freisinnig sein können, und Menschen, die freisinnig heißen, unfreisinniger sein können, denn die strengsten dogmatici von der Gegenseite" **). Mit diesen Menschen halte ich also dafür, daß mit der Zuerkennung der Eigenschaft „freisinnig" viel gesagt ist über die Frage, in welchem Geiste wir gläubig sind, aber noch nichts über die Frage, was wir glauben.

Und wenn ich gefragt werde, was denn das Wort „freisinnig" für mich wohl bezeichne, dann werde ich in demselben Geiste etwa sprechen wie — entsprechend einer Erörterung in dem kürzlich erschienenen „Sonntagsboten" vom 3. 9. — gesprochen wird von dem Vorsitzenden der Jahresversammlung der Remonstrantischen Bruderschaft, der da sprach von „der Befreiung des persönlichen religiösen Lebens" und das näher bestimmte als „Abhängigkeit von und Gehorsam gegen unsern tiefsten Wesenskern". Oder ich würde mich anschließen können an die treffende Umschreibung des Begriffes „freisinnig" durch Dr. G. van Senden, vor einigen zehn Jahren geboten in einem Schriftchen über „Das Fragstück der Rechtgläubigkeit und Freisinnigkeit". Er umschreibt da den Begriff „freisinnig" folgendermaßen: „Nichts sein zu wollen, als was man nach eigener tiefster, innerlicher Natur ist, in dem Bewußtsein, daß Gott selbst uns so gemacht hat und uns die Pflicht der wahren Demut ins Herz gelegt hat, welche ist: nicht zu werden, wie Andere, sondern zu werden einzig und allein wie Er uns will. Freisinnig also: Zu hassen die Bande, die unserm innerlichsten Wesen fremd sind, und zu wissen mit seligem Jubel, daß wir keine Sklaven sind, sondern Freigeborene Gottes, in uns selber keinem Gesetze unterworfen denn dem unseres eigenen Wesens ..." Das ist eine Beschreibung, die Zeugnis wird; und ein Zeugnis nach meinem Herzen. Ich möchte euch wohl sagen, daß ich diese Beschreibung gerne unterschreiben und von Herzen nach solcher Freisinnigkeit streben will.

Und dann ist es wohl auch deutlich, was — im Gegensatz dazu — unter „Rechtgläubigkeit" verstanden wird. Der „Rechtgläubige" hält dafür, daß irgendwo die rechte Lehre zu finden ist; irgendwo außerhalb von ihm; bei der Gemeinde von ehedem, die die Wahrheit dann wahrscheinlich ein für allemal festgelegt hat; oder bei der Gemeinde von heute, die sie nunmehr in festgelegter Umschreibung besitzt; bei den Priestern oder bei den rechtreformierten Laien; in ihren Glaubensbekenntnissen; oder in dem, was sie mit Vorliebe nennen „Gottes unfehlbar Wort", das an Stelle eines Lebensbuches für sie zu einem Lehrbuche, einer Art Gesetzbuch geworden ist. Oder — und nun spreche ich von Menschen völlig anderen Geistes — die rechte Lehre wird gesucht bei den Männern der Wissenschaft: Die haben uns vorgeschrieben, was mit Wissenschaftlichkeit und Aufklärung sich vereinigen läßt; oder auch — und dann spreche ich von den Eigenweisen — vielleicht meinen wir, daß die rechte Lehre zu finden ist ausschließlich bei uns! Das ist auch eine Art von Rechtgläubigkeit. Und so muß man dann glauben! Die rechte Lehre ist der Maßstab, woran alle gemessen werden, das Joch, das Allen aufgelegt wird. Die Leute der rechten Lehre haben also irgendeinen Maßstab, der als Gesetz gilt. Man kann sich weigern, sich demselben zu unterwerfen. Aber dann hat man auch den wahren Glauben nicht. Dann ist man „ungläubig" oder viel „zu gläubig", viel zu schwer oder viel zu leicht; kurzum, dann ist man verurteilt. Und der Mensch, der es gut mit sich selbst meint, unterwirft sich dem Gesetze und glaubt wie die Andern. Aber seine Unterwerfung ist eine Preisgabe seiner Freiheit, um nach eignem Wesen zu wachsen; und wenn er auch Andern seinen Maßstab noch anlegen will, dann will er auch ihre Freiheit bezwingen. Der Rechtgläubige in Herz und Nieren kennt also für sich selbst und für Andere den Zwang fremden Maßstabes.

Aber wenn es nun so damit steht, dann scheint es wahrlich nicht schwierig, die Wahl zu treffen! Denn ein Christ sein, das heißt doch: frei sein! Wie soll man denn dann die Unfreisinnigkeit wählen können!

Doch die Sache bleibt nicht so einfach und die Eroberung und Handhabung der Freiheit nicht so selbstverständlich. Wie sollte es sonst so viele unfreie, unfreisinnige Christen aller möglichen Richtungen geben! Da wirkt in uns offenbar allerlei Drang, der unfreisinnig machen kann. Ich will so das Eine und Andere nennen, z. B. Afterweisheit, Hochmut, Herrschsucht; auch das Gegenteil: Zweifel an der Bedeutung eignen Seelenlebens; Schwäche des Geistes, die sich bloß dahin gibt; auch Trägheit und Lauheit, Mattigkeit, die nicht selbst suchen und streiten will.

Aber da ist auch noch etwas Anderes! Das Leben des Glaubens bringt nun einmal seine eignen Gefahren mit sich. Denn das Leben des Glaubens im vollen Sinne des Wortes bewegt sich nun einmal und muß sich dauernd bewegen zwischen zwei Polen mit zwei Extremen; und in den Extremen liegen die Gefahren. Auf der einen Seite liegt die Gebundenheit an das Glaubensleben der Gemeinschaft; und etwas weiter zum Äußersten getrieben wird sie zu sklavischer Gebundenheit. Auf der andern Seite liegt die Selbständigkeit des persönlichen Glaubenslebens; und etwa weiter zum Äußersten getrieben entartet sie zu Ungebundenheit. Solange die Schwingung des Glaubenslebens nicht weiter geht denn zu den zwei Polen: Selbständigkeit und Verbundenheit — solange ist das Glaubensleben gesund. Aber wenn die Schwingung zu weit geht, hakt sie in dem Extreme fest, sei es in Ungebundenheit, die den Segen verloren hat des Verbundenbleibens mit dem Glaubensleben der Gemeinschaft, sei es in sklavischer Gebundenheit, die der Freiheit ermangelt. Und hier entsteht dann freie Unfreisinnigkeit. Ich kann es auch so sagen: Wenn das Leben des Glaubens nicht verarmen soll und verkümmern, muß es leben aus der Gemeinschaft. Aus der „leben" wir; auf dem Erbe der Gemeinde und aus dem Erbteil der Vorfahren. Leben wir da so, daß wir das Eigene preisgeben, uns sklavisch hingeben an das, was Andere erfahren und gelehrt haben, dann wird das Erbgut der Gemeinde uns zum Fluche und es entsteht tote Rechtgläubigkeit. Der Reichtum des Lebens der Gemeinde, aus dem wir zu leben haben, drückt dann unser persönliches Glaubensleben tot. Aber reißen wir uns los von dem Erbgute der

*) Die Übersetzung des Vortrags ist seit zwei Jahren in unsern Händen. Nun soll sie ans Tagelicht, eben zur rechten Zeit, wo vom Ausland her neue Verworrenheit sich breit macht. D H

**) Berichte des V. C. S. B. 5, 12.

Gemeinde, dann erscheinen wir zum Schlusse in unserer poweren Selbständigkeit jämmerlich arm.

Und vollends die Geschichte des Christentums können wir von diesem Gesichtspunkte aus betrachten. Und wir sehen in gewisser Weise wieder, wie leicht das geistliche Leben Spur faßt. Wir wissen wohl, wie die Kirche „Gesags-Kirche" wurde. Das protestantische Leben hatte sich Bahn gebrochen durch die erstarrende Kruste tötender Überlieferung, die das Leben band. Und nicht lange darnach war es aufs neue gebunden und erstarrt, war protestantische „Kirche" geworden, die die Wahrheit in Pacht hatte und die rechte Lehre auferlegte. Gebundenheit und die Lust zu binden war eingetreten an Stelle der Freisinnigkeit, die allzeit — im Wesen, im Keim wenigstens — da ist, wo das Leben des Geistes kräftig wirkt.

Aber in taufgesinnten Kreisen schien etwas Anderes zu leben! Stärker denn irgendwo sonst bei der Entstehung des Protestantismus brach bei den Taufgesinnten das persönliche Leben sich Bahn durch alle Überlieferung hindurch. Und es wünschte sich in Freiheit zu äußern und wollte nach eigener Art leben. Da gab es das Priestertum aller Gläubigen! Und das prophetische Wort, das persönliche Leben aus Gott, so wie es in den Gliedern der Gemeinde wirkte, hatte Geltung. Und mochte etwa der Buchstabe der Schrift damit in Widerspruch sein, dann gebrauchte das persönliche Leben sein Recht und erweichte den Buchstaben durch die „geistliche" Erklärung! Freie Menschen in freien Gemeinden — nicht gebunden durch bindende Bekenntnisse, in denen die Wahrheit festgelegt war. So war es.

Ich weiß, daß auch auf Erscheinungen hinzuweisen ist, die hiermit nicht übereinstimmen. Aber ich lasse das vorläufig auf sich beruhen. Besser scheint es mir, schlicht, so wie ich getan habe, die Hauptzüge anzugeben und ohne weitere Argumentation die Folgerung zu ziehen, daß Freisinnigkeit, so wie ich sie umschrieben habe (womit also nicht die Freisinnigkeit im populären Sinne gemeint ist) in taufgesinnten Kreisen Heimat hat, so wie echte Rechtgläubigkeit Heimat hat in den Kirchen.

Aber gleicherweise, wie nun demzufolge gerade bei den Kirchen krankgewordene Rechtgläubigkeit entstehen konnte, d. h.: das Festhaken an dem einen Pole des geistlichen Lebens, das Versteifen auf Gebundenheit, die gefesselt war und fesseln wollte — so bestand umgekehrt in unseren Kreisen die Gefahr, festzufahren an dem andern Pole, die Gefahr krankgewordener Freisinnigkeit: einer Freisinnigkeit, die allein nur von Freiheit weiß und wenig mehr hält von der Würde des geistlichen Erbgutes.

Und doch ist nur solche Freiheit fruchtbar und voll geistlichen Reichtums, die aufwächst in Verbindung, in Gemeinschaft mit dem geistlichen Leben der Andern; während losgerissene Freiheit verwildert oder — verarmt und verblaßt. Das ist das Elend unserer krankgewordenen Freisinnigkeit. Der Reichtum der Überlieferung liegt da als ungebrauchtes Gut. Die Pflanze des eignen Lebens lebt ein poweres und kahles Dasein; denn sie nährt sich nicht aus dem großen Schatze, den Gott in der Geschichte, in der Überlieferung für uns niedergelegt hat, damit wir uns daraus nähren sollten. So entsteht das bleiche und blutlose Glaubensleben, das allein nur zehrt von dem, was wir selbst wähnen entdeckt zu haben oder noch überbehalten haben. Ich glaube, wir alle kennen das bleiche und blutlose Christentum, diese eitele Freisinnigkeit. Und wir alle ohne Unterschied leiden darunter.

Der erste Schritt krankgewordener Freisinnigkeit ist also das Losreißen von dem Erbteil, das für uns niedergelegt ist. Und der folgende Schritt ist: daß das losgerissene Geistesleben sich wieder binden und beherrschen läßt! Es hat nicht genügende Kraft, um das eigene Leben zu leben. Es kommt unter fremde Macht.

Die fremde Macht ist vor allem die Macht des Verstandes.

Das religiöse Leben verkümmert, losgerissen, wie es ist, von der Gemeinschaft mit der christlichen Gemeinde aller Zeiten. Und das verstandesmäßige Leben bleibt übrig!

Diese zwei sollten zusammen wirken. Wo gesundes geistliches Leben ist, da spricht auch das Verstandesleben mit. Es ist, als wäre es so: Die Wirkung des Geistes schafft den Dunstkreis des Glaubens, weckt Erfahrungen, Gefühle und allerlei Streben und Wollen. Ohne die Wirkung des Geistes würde da nichts sein, das wirklich Glaubensleben heißen müßte. Und nun geht die Sonne des Verstandeslebens, das Denken daran, diese Lebenssphäre zu durchstrahlen, in diesen nebelartigen Dunstkreis Klarheit zu bringen und das viele Unbestimmte und Unaussprechliche oder unrichtig Ausgedrückte sauberer, klarer, heller zu machen. Das Verstandesleben tut dann sein nötiges und segensreiches Werk. Aber — gesetzt, daß nun erfolgt, was bei krankgewordenem Freisinn stattfindet: daß die Wirkung des Geistes einmal isoliert, abgeschnitten wird von der Wirkung des Geistes in großem Verbande: da ist nicht länger das Leben der Gemeinschaft, sondern nur das powere und armselige Fündlein des Einzelnen und des eignen Kreises und der eignen armen Zeit — nun hat der Verstand wenig zu durchleuchten! Und ... der Verstand macht sich daran, selber seine Gedanken zu formen, seine Lebenslehre zu schaffen, anstatt das aus dem Geiste Geborene zu formen und zu klären. Und — Verstandesleben tritt an die Stelle von Geistesleben, das durch den Verstand gesäubert ist. Der Verstand herrscht und tyrannisiert. Das Unaussprechliche ist verschwunden. Das Ausgedachte ist geblieben als einziger und ärmlicher Besitz. Das ist krankgewordene Freisinnigkeit.

Das Herrschen des Verstandes nimmt in Kreisen krankgewordener Freisinnigkeit vielfach die wunderliche Form an von Vergötterung der Wissenschaft. Nicht Dienst der Wissenschaft. Denn das ist ein Gott wohlgefälliges Werk; aber ein Ding, wozu Gott nur Wenige beruft. Nein eine sklavische Verehrung. Ein vor nichts so bange sein wie vor dem Hiebe, daß man „unwissenschaftlich" sei! Man darf kein Nachzügler sein! Man hat sein „wissenschaftliches Gewissen"! Und deshalb verwirft man beflissen alles, wovon die Hochmeister einmal erklärt haben, daß es der Wissenschaft widerstreite! Über Bord damit! Bis daß die Ladung nur ganz klein geworden ist und das Lebensschiffchen tüchtig wankt und wackelt; es sitzt auch kein Steuer mehr daran.

Wißt ihr, wer hier standhält? Die da spüren, daß jedes Stück von dem überlieferten Erbgute irgendetwas in sich hat, das kein Ballast ist, sondern echter Reichtum, „umsonst" empfangen, und doch selbsterworben in innerem Kampfe. Die weigern sich, nur mir nichts, dir nichts mit den neuesten Ergebnissen „der Wissenschaft" mitzugehen. Sie haben Etwas in sich, das ein Gegengewicht bildet gegen die Herrschaft der gebietenden Stimme der Wissenschaft. Und dies Etwas hat seine Rechte! Denn sie verdanken es dem Leben des Geistes, das aus dem Leben der Gemeinschaft genährt wird. Darum sind sie keine Sklaven der Aufklärung.

Ein gut Teil hat der Modernismus inzwischen bei dieser Wissenschaftsvergötterung mitgetan und dabei Schätze verwüstet!

Das Glaubensleben kommt also unter fremde Herrschaft. Die krankgewordene Freisinnigkeit schlägt in „moderne" Rechtgläubigkeit um! Die Aufklärung herrscht und hat Selbstvertrauen genug, um (mit Hilfe der vergötterten Wissenschaft) zu bestimmen, was man und was man nicht glauben kann. Sie stellt die rechte Lehre auf! Bestimmte Auffassungen können durch die Luke, andere nicht! Wollt ihr „freisinnig" heißen, so sagen diese Un-

freisinnigen, dann müßt ihr die und die Auffassungen preisgeben, denn unser „wissenschaftliches Gewissen" verurteilt sie.

2

Was ich gezeichnet habe, ist krankgewordene oder — wenn ihr wollt — losgerissene Freisinnigkeit, zum Teile wieder festgehakt an fremdem Maßstabe, unter fremde Herrschaft geraten. Lebendige Freisinnigkeit kennt — bei aller Freiheit — auch den anderen Pol: den Pol der Gebundenheit an das Glaubensleben der christlichen Gemeinde.

Aber — ist es denn möglich, daß das geistliche Leben sich zurückbewegt an den andern Pol (den der Gebundenheit an das Leben der christlichen Gemeinschaft), ohne daß diese Gebundenheit Unfreiheit, Unfreisinnigkeit wird, ohne daß das geistliche Leben aufs neue unter fremde Herrschaft kommt — nun von Glaubensleben und dessen Formulierungen? *Kann* der Pendelschwung des Glaubenslebens dabei bleiben, sich hin und her zu bewegen, ohne fest zu haken? Kann der elektrische Funke des Glaubenslebens dabei bleiben, zu vibrieren zwischen den zwei Polen?

Ja, das ist möglich! Es ist mühelich, aber es ist möglich. Es gibt geistiges Leben, das gesund geblieben ist: das von der Gemeinschaft, also auch von der Überlieferung lebt und sich nicht hat ketten lassen. Und es ist der Beruf der „undogmatischen" Kirchgenossenschaften, der Beruf also auch unserer Bruderschaft, solch ein wirklich freisinniges geistliches Leben wachsen zu machen.

Und ich will denn nun einmal fragen, wie dann wohl für solche Freisinnigkeit, die da lebt von dem geistlichen Erbgut und doch freisinnig bleibt, das Verhalten sein wird gegenüber dem Schatze, den das Schiff der Gemeinde mitführt.

Und da nenne ich an erster Stelle das Verhalten gegenüber der *Bibel*. Können wir mit der Bibel leben und doch freisinnig bleiben?

Immer droht die Gefahr, daß wir, uns entfernend von dem einen Pol und uns nähernd dem Pole der Gebundenheit, daran festhaken. Das lehrt die Geschichte nur allzu deutlich! Da ist z. B. unter den Taufgesinnten in Amerika eine Gruppe (die zwar nicht sehr einflußreich zu sein scheint, aber doch viel von sich merken läßt), die so in Furcht ist vor der Loslösung von aller Gebundenheit, daß sie dann eben lieber Bindung vornimmt und z. B. Glaubensbekenntnisse aufstellt, deren erster Artikel erklärt, daß man glauben müsse an die buchstäbliche Eingebung der Heiligen Schrift. Der Glaube daran heißt eine von den Grundlagen und wesentlichen Bestandteilen des Glaubens. Hier ist die Furcht vor krankgewordener Freisinnigkeit (denn man spürt die *Furcht* in dergleichen Schriften dieser Geistesrichtung!) umgeschlagen in jene Rechtgläubigkeit, die das Geistesleben in Fesseln legen will. Es ist ein Rückschlag untaufgesinnter Orthodoxie. Derartiges ist natürlich auch in der Bruderschaft in unsern Niederlanden wohl zu finden.

Aber es gibt auch eine andere Haltung!

Man kann leben mit der Bibel, darin seine Nahrung finden als auf einer grasreichen Weide (Nahrung, die Gott den Vorfahren gegeben hat, auch für uns!), *ohne* die Bibel zu einem Gesetzbuche zu machen, dem wir uns zu unterwerfen haben. Ihr könnt leben mit der Bibel, euch an ihrem Reichtum erquicken und zugleich leben nach eigener Art. Das ist das, was in der Praxis auch konservative Taufgesinnte tun; die euch vielleicht etwa sagen werden — wenn die Rede darauf kommt —, daß sie glauben, weil es also geschrieben steht (in Gehorsam gegen einen äußeren Maßstab!), die aber in Wirklichkeit glauben, weil sie *genährt* — *nicht* weil sie *gezwungen* sind. Womit ich nach meiner Erfahrung nur sagen will, daß sie freisinniger sind, als ihre Worte lauten. Ihre Bibel ist kein Joch und kein Gesetz, sondern eine fruchtbare Weide —, sie haben ihre Freiheit behalten; ihr Glaubensleben ist Wachstum eigener Art.

Und dann nenne ich weiter etwas Anderes: die Person *Jesu Christi*.

Es bedarf fürwahr keines Beweises, daß eine Anzahl von Menschen ihrer Freisinnigkeit (d. i. ihrer geistlichen Freiheit) Lebewohl gesagt haben und in Rechtgläubigkeit verstrickt sind, gerade seitdem in ihrem Leben der Glaube an Jesus Christus in den Mittelpunkt gekommen ist. Und es ist auch nicht schwer einzusehen, wie es gekommen ist, daß der Glaube sie unfreisinnig gemacht hat. Denn es steht so damit: Die Gestalt Jesu Christi ist, als wäre sie umwoben und eingehüllt in ein verwirrendes Gewebsel von lehrhaften Vorstellungen. Und wenn wir die Annahme Jesu verwirren mit der Annahme aller dieser Lehrvorstellungen, ja — dann kommt Etwas, das das geistliche Leben hindert, das uns fremd bleibt und stört unser Wachstum! Wir haben Christus angenommen, aber zugleich haben wir uns Fesseln angelegt! So ist es nicht gut! Oder vielleicht war es noch ärger? Wir gingen wohl ein auf die Vorstellungen und geeichten Ausdrücke, begaben uns unter deren Joch, aber den wirklich unsere Erde lebendig machenden Heiland fanden wir nicht; der blieb hinter all den Hüllen verborgen oder — er war von dannen gegangen! Da habt ihr Orthodoxie von der übelsten Art.

Aber es kann auch anders sein! All die Lehrstücke über Christus haben uns noch vielleicht kalt gelassen und lassen uns noch durchaus kalt. Wir wissen vielleicht selbst wenig davon. Aber Jesus Christus selbst als der von Gott Gesandte ist von unserer Seele gefunden worden. Schuldbewußtsein drückte uns. Dunkele Erfahrungen hatten uns erschreckt. Gott hatte uns Abgründe gezeigt, deren Bestehen wir früher nicht vermutet hatten. Aber in dem Dunkel ist das Eine, Jesus Christus — mehr denn der Größte unter den Menschenkindern — unser Licht geworden. Und er ist das geworden gerade durch das Dunkelste, das er zu bestehen gehabt hat: darum daß er hat wollen der Gekreuzigte sein, ist er unser Befreier von Schuld, der Friedensspender geworden. Oder — es ging vielleicht ganz anders: Ich hatte Leitung nötig. Bei überall erschreckender Unsicherheit suchte meine Seele nach Festigkeit und Licht. Und ich begann sein Wort zu würdigen als Leitung gebendes Wort. Ein einzelnes Wort von ihm war mir wie ein Licht in der Nacht und steuerte mich; ich hatte Halt und Trost daran. Und ich habe danach auch das zu begreifen begonnen: daß seine Worte mich *darum* so festhielten, weil mir bewußt ward, daß seine Tat, sein Vorbild, sein Leben und — sein Sterben den Worten Kraft und Bedeutung gaben. Darum konnte er mir der Führer zum Leben und eine Gestalt von völlig einziger Bedeutung sein. — Möglicherweise ist es mit euch noch wieder anders gegangen. Denn Jeder findet Jesus auf seine eigene persönliche Weise, und wenn er ihn wahrhaft findet, findet er ihn eigentlich auf völlig einzige Weise, nämlich: gerade so wie er mit einer persönlichen Not und Artung zusammenstimmt.

Und nun nennt, wenn ihr Lust darin findet, solch Leben mit Jesus Christus „Orthodoxie" — es soll mir recht sein — wenn ihr dann zugleich nur erkennt, daß die, die ihn *also* gefunden haben, weil ihre Seele ihn nötig hatte, *geleitet sind nicht durch einen Maßstab außer sich, sondern übereinstimmend mit ihrer eigenen, durchaus persönlichen Art*. Sie sind frei geblieben von allem geistlichen Zwange, der ihnen Etwas auferlegen würde, was ihrem geistlichen Leben fremd bleiben müßte. Sie haben ihr geistliches Leben wachsen lassen nach eigenem Wesen und Bedürfnis. *Freisinnig sind sie also*, nur teilen sie die Vorstellungen, die sie haben, mit den echten Orthodoxen, und werden so, wegen dieser Redeweise, meist auch „Orthodoxe" genannt. (Vielleicht *wollen* sie auch wohl

so genannt werden, weil sie fühlen, daß sie eine so andere Haltung zu Jesus Christus haben als die „Modernen" und in mancher Hinsicht die Dinge so anders erfahren und fühlen, daß es die Frage ist, ob sie nicht den echten Orthodoxen innerlich mehr verwandt sind, so daß es dann auch nur das Beste ist, daß sie einen anderen Namen haben, sie wissen ja auch, daß sie freisinnig geblieben sind und daher eigentlich der Name „rechtgläubig" oder „orthodox" auf sie nicht paßt.)

Aber nun füge ich hier nun doch noch Etwas hinzu: Und zwar — ein bedeutsames Wort für diejenigen, die — wie ich — solche taufgesinnte „Orthodoxie" vertreten.

Wenn es wahr ist, daß die Möglichkeit für die Modernen besteht, unfreisinnig zu werden (und die Möglichkeit habe ich angezeigt) — die Möglichkeit ist eine mindestens eben so große Gefahr — ja, möglicherweise noch größer — hier, bei euch und bei mir, die wir unser Heil in Jesus Christus finden. Und das nicht allein, weil die Gestalt Christi so sehr eingesponnen ist in ein Gewebsel von lehrhaften Vorstellungen, sondern weil in der Erfahrung, die uns bei Jesus Christus das Heil finden ließ, etwas liegt, das Anleitung werden könnte zu Unfreisinnigkeit. In der Erfahrung liegt nämlich dies: daß mit unbetrüglicher Stimme Etwas uns sagt, daß dieser Jesus, der unser Heiland geworden ist, der Heiland der Welt ist; Etwas von jenem „Es ist auch unter dem Himmel kein anderer Name, durch welchen wir sollen selig werden" hören wir alle, die wir Jesus als unsern Heiland gefunden haben, in der Tiefe unseres Herzens. Und wie leicht entsteht nun die Versuchung, den Glauben an Jesus, so wie wir ihn bekommen haben, für den rechten, den allein seligmachenden Glauben zu halten. Die Gefahr der Unfreisinnigkeit (und vor allem der Unverträglichkeit) liegt hier sehr nahe.

Ich möchte euch wohl sagen, was ich persönlich in unserm Verbande habe merken können.

Zum Ersten dies: So gewiß es ist, daß Viele, die Jesus Christus bekennen, in Wirklichkeit ihm nicht zugehören (doch kann und brauche ich glücklicherweise diese Verblendeten nicht aufzuspüren und nachzuweisen!) — eben so gewiß ist es mir auch, daß sehr viele Menschen, die „modern" oder die vielleicht völlig ohne religiösen Glauben sind, in Wirklichkeit nicht los sind von Christus, sondern innerlich an ihn gebunden. Nicht die Vorstellungen über Jesus entscheiden hier, sondern die verborgene Stellung des Herzens.

Und an zweiter Stelle habe ich gelernt, darum zu wissen, daß zwar Jesus Christus der Heiland der Welt ist, und daß ich dennoch — gesetzt, daß diese Folgerung bei mir sollte aufkommen wollen — nicht wähnen darf, daß eine „orthodoxe" Verkündigung für jeden Kreis die ausschließlich segensreiche oder auch nur am meisten erwünschte ist. Mancher Kreis ist dafür dem „orthodoxen" Fühlen und Erfahren und darum auch den orthodoxen Vorstellungen und der „orthodoxen" Predigtweise zu sehr entfremdet. In solch einem Kreise wird nach meiner Überzeugung eine moderne Predigt segensreicher wirken können. Ist es nicht gut, daß man soviel wie möglich Jeden wachsen läßt nach eigner Art, und daß jeder Kreis und jeder Mensch die Geistesnahrung bekommt oder nimmt, die zu seiner Art paßt?

So bleibt da also eine Spannung bestehen in dem Leben von Freisinnigen, die nicht modern sind: Jesus der Heiland der Welt! Und dennoch: Die Welt wachse nach eigner Art! Nimmer mehr kann geistliches Gut, auch geistliches Erbgut nicht! aufgedrungen werden. Lassen wir, die wir uns „orthodox" oder „konservativ" nennen oder wie sonst noch, darauf achten, daß immerdar diese Spannung uns unfreisinnig machen möchte und begierig, die Menschen zu unseren Vorstellungen zu treiben! Lassen wir es allzeit gut sein, daß Jeder wachse nach eigner Art.

3

Wenn denn meine Anschauungen nicht ganz unrichtig sind, so scheint es, daß in einer Bruderschaft wie der unsrigen Platz ist für Menschen von zweierlei Richtung.

Das gibt uns Anleitung zu noch einem besonderen Worte über das gegenseitige Verhalten der zwei Gruppen.

Zu allererst: Die Verschiedenheit ist nicht eingebildet. Die freisinnige Orthodoxie ist nicht nur verkappter Modernismus, im Grunde darin gleich! Es scheint nötig, das zu sagen. Da darf dann auch, wenn wir eine freisinnige Bruderschaft bilden, nicht gesagt werden, daß wir eigentlich eine moderne Kirchgenossenschaft seien und daß Nichtmoderne, halb oder ganz Orthodoxe nicht darein gehören *). Ich und andere Nichtmoderne, wir wollen nicht daraus vertrieben werden. Und wir wollen auch nicht (durch) Verkennung der wirklich bestehenden Verschiedenheit) mit den Andern gleichgemacht, wir wollen nicht „übergeschluckt" werden, wie ich es einmal habe ausdrücken hören. Es ist uns unwillkommen, behandelt zu werden, als ob wir eigentlich nicht da seien, oder als ob gar kein tiefgehender Unterschied bestünde zwischen uns und den Modernen. Wir kriegen so wohl einmal zu hören: „Ach, es ist ja nur eine Frage von Worten; ihr Leute haltet euch an die alten Ausdrücke, oder: Ihr seid anders auferzogen." Aber wir wissen es besser. Der Unterschied sitzt tiefer.

Warum ich dies sage?

Weil das Anderssein für die Nichtmodernen unter uns ein Kreuz ist, und weil es möglicherweise gut ist, daß einmal darauf hingewiesen wird. Ihr, meine Freunde, die ihr in meinen Worten über Jesus Christus etwas hörtet von der eigenen Erfahrung, ihr wißt wohl, daß wir sogenannten „Orthodoxen" uns einsam fühlen können in der Bruderschaft. Selten hören wir das Evangelium predigen so, wie wir es erfahren. Meistenteils bleiben wir unbefriedigt. Oftmals haben wir auf Zusammenkünften mit Taufgesinnten das Gefühl, daß doch eigentlich die Saiten, die bei uns klingen, nicht zum Klingen gebracht werden. Wir leiden oftmals Hunger. Wir haben eigene Bedürfnisse. Und die werden nicht befriedigt. Das zu erleben ist ein schweres Kreuz.

Was müssen wir nun tun?

Sollen wir tun wie Einige, welche sagen: „Ich lasse die Bruderschaft einfach im Stiche; denn ich gehöre darin nicht zu Haus!"? Das würde wahrscheinlich Schlaffheit von uns sein. Denn wir sind zwar in der Minderheit; aber wir sind in ihr ebenso heimatberechtigt. Und wir wollen die Bruderschaft nicht verlassen, in die Gott uns gestellt hat, und die wir lieb haben, so wie ein Mensch ein Wesen, zu dem er gehört, lieb hat und ihm treu bleibt, auch wenn sie da anders sind als er und wenn auch der Umgang mit den Andern, die ihn nicht gut begreifen, große Mühseligkeiten mit sich bringt.

Aber was dann?

Wir wollen danach streben, unser geistliches Leben zu nähren, so gut, wie es geht, mit allen Mitteln. Und wir wollen nicht so engherzig und unfreisinnig sein, zu tun, als ob die moderne Verkündigung, die wir vielleicht allein zu hören kriegen, uns nichts zu sagen weiß. Wir sind Kinder eines Vaters und können von den andern Kindern etwas lernen und empfangen.

Und zu euch, die ihr modern seid, sage ich: Erkennt, daß da ein Unterschied vorliegt! Und — erkennt, daß auch bei uns, die wir anders sind, wenn wir uns auch möglicherweise „orthodox" nennen, doch echte Freisinnig-

*) Noch denselben Morgen kriegte der Redner beim Verlassen der Kirche von einem der Teilnehmer an dem Gemeindetage zu hören: „Sie sind ein bißchen orthodox, nicht wahr? Sie gehören nicht bei uns zu Haus!" Das war ihm keine ungewohnte Erfahrung. War, der so sprach, freisinnig? Oder hielt er auf eine „rechte" Lehre?

keit gefunden werden kann, wenn auch wir vielleicht nicht immer den Versuchungen zu Unfreisinnigkeit (die für uns möglicherweise noch größer sind als für euch) entgehen.

Und dann auch dies: Fragt euch einmal, ob nicht vielleicht die „Orthodoxen" in eurer Mitte das Erbteil der Gemeinde mit den Schätzen, die in dem Erbteil verborgen liegen, in höherem Maße bewahrt haben als ihr, die ihr so viel über Bord geworfen habt. Ich weiß — und habe es ausgesprochen — daß dieses Bewahren durch uns Nichtmoderne in großer Gebrechlichkeit geleistet ist. Eure Aufgabe ist es, das Wertvolle und Lebendige zu finden, auch wenn es in unsern Worten umwoben sein sollte von einem Gespinst von Gedanken, die die eurigen nicht werden können. Bedenkt, — wir haben es alle nötig inne zu werden, daß wir zu leben haben aus der Gemeinschaft, der Gemeinschaft der Gläubigen von heute und von ehedem. Was sie uns überliefert haben und überliefern, ist der Aufzug von gespannten Fäden, durch welchen wir unsern eigenen Einschlag zu weben haben. Ist der Einschlag eigenen Gewebes nicht stark und echt genug, dann wird der Untergrund, der Aufzug, zu sehr durchschimmern und das Persönliche wird zu sehr fehlen. Aber — wird mit dem Werte des bestehenden und überlieferten Aufzugs von gespannten Fäden nicht gerechnet, so daß ihr nur darauf los webt — alles ganz frei, aber alles ohne Untergrund, den die Gemeinschaft der Gläubigen euch bietet — wie lose und kraftlos wird dann euer Gewerbe sein! Und darum, so sage ich: Seht zu, ob nicht vielleicht der konservative Teil der Gemeinde Schätze bewahrt hat, die ihr zu sehr verloren habt. Wenn ihr die Schätze, das Gut der Überlieferung verborgen und eingeschlossen finden konntet in dem, was für euch wertloses Erz ist, nun wohl, so laßt das Wertlose liegen, aber bereichert euch an den Schätzen.

Hierin können wir, meines Erachtens, alle eins sein: daß die Hauptsache ist, freisinnig zu bleiben und es mehr und mehr zu werden, also nach eigener Art zu leben, und demgemäß Hauptsache, dankbar zu leben aus den Schätzen der Gemeinde, wobei dann (das wissen wir auch, denn wir sind eine christliche Gemeinde) der Umgang mit Jesus Christus, dem Herrn der Gemeinde, die eigentliche Goldmine ist.

Freiheit und Dankbarkeit gegenüber dem, was gegeben ist, müssen beide dabei sein. Freies Wachsen und zugleich das Verbundenbleiben mit dem Weinstocke. Das Verbundenbleiben und doch nicht gefesselt sein. Es muß so persönliches Glaubensleben da sein, aber persönliches Glaubensleben, welches wurzelt in der christlichen Gemeinschaft. Wenn die Gemeinde das sucht, so wird sie wachsen und Frucht tragen in einem Geiste von Freisinnigkeit und Kraft.

J E van Brakel
Pastor der taufgesinnten Gemeinde Hollum auf Ameland Westfriesland.

Predigttypen und Predigtaufgaben der Gegenwart

Vgl. Nr. 27/28

4. Lehmann, Moering, Stapel

Eine weitere Gruppe, eine Spielart der vorigen, sei durch Walter Lehmann und durch Ernst Moering vertreten.

Von den oft erwähnten Bestandteilen der idealen Struktur einer Predigt wird von Lehmann[13]) weniger die Folie des Ideals als dieses selber beachtet. In diesem wieder liegt ganz der Gegenwart entsprechend der Ton auf der Bewältigung der Sinnlosigkeit und der Schwere des Erdenlebens. Christen sind Menschen, die die Gebundenheit und Erdenschwere überwunden haben. Sie sehen Leben und Welt ganz neu; das Dunkel des Leides beherrscht nicht mehr die Welt. Auch in harter Zeit werden sie nicht schlapp. Sie schreiten durch alles Dunkel, auch durch den Tod, weil alle Mächte dem neuen Leben in ihnen untertan sind. Natürlich erhält auch die tätige Seite des Lebens ihr Recht. Christen bewähren sich durch ein reines Leben und handeln von Gottes Geist getrieben und aus seiner Kraft. So gewinnt ihr Dasein Weite und Tiefe, und ihr Leben wird verklärt und dadurch beseligt und veredelt. Immer aber läßt der Prediger einen mystischen Unterton mitschwingen: Gott in der eigenen Seele zu tragen, ist höchstes Glück, wenngleich ein Glück mit höchster Verantwortung; denn es ist Gottes Herz und Leben selbst, das er uns zu Eigen gibt. In inniger Gemeinschaft mit Gott sollen wir ihn in unserm Schicksal sehen und dann mit seinem Schreiten Schritt halten; als seine Mitkämpfer sollen wir innerlich frei werden, um so unser Leben allen Erwartungen und Enttäuschungen zum Trotz ganz zu erfüllen. — Diesem Ziel des Christenlebens entspricht die religiöse Gesamtansicht. Gottes Herz steht im Mittelpunkt. In Jesus hat Gott uns sein Herz geschenkt, in Jesus, der aus dem historischen zum metaphysischen geworden ist. Nun ist das der Sinn des Evangeliums: die unendliche Welt hat ein Herz, Gott ist der geheimnisvolle Gang und Sinn der Welt. Die Welt ist in ihrem Innersten göttlich; darum berühren sich das unendliche Weltall und die Menschenseele. Diese innerliche Gotteswelt ist das wesentliche Leben, wie das Unsichtbare das Ewige ist. In dieses wesenhafte Sein ist Jesus eingegangen. — Nun muß sich die Seele von diesem Wesenhaften berühren und in sich hereinziehen lassen; sie muß mit ihrem Innersten in das Ewige hineintauchen. Dann ist sie geborgen am Herzen Gottes und bleibt ihm ganz nahe. Die sogenannte Heilsgeschichte, Karfreitag und Ostern, stellt im bildhaften Gewand die Geschichte der Seele dar.

Diese tiefen und feinen Gedanken werden in einer sehr hohen Sprache dargeboten, die auch ganz schwere Fremdwörter und philosophische Begriffe nicht verschmäht. Offenbar ist es ein ganz besonderer Kreis, auf den diese Verkündigung rechnet.

Moering[14]) gibt dem düsteren Hintergrund seiner Botschaft ein ausgesprochen hochmodernes und großstädtisches Kolorit. Das ganze soziale Elend in all seinen Formen, der Snobismus, die Abstumpfung durch die Überfülle der Eindrücke, die Weltangst und die Abhängigkeit von den Verhältnissen, die Macht der mechanistischen Weltanschauung, das Raubtier im Menschen und in den Staaten — gegen all dies wirft er die Botschaft höchster christlicher Ideale. Frohe Tatkraft soll aus der Steigerung des Lebens erwachsen, die die Dinge in ihre Gewalt bekommt. Innere Unabhängigkeit von dem äußeren Leben und Harmonie des ganzen Wesens bedeuten den Gewinn des Frommen. Das eigensüchtige Ich macht dem Drang Platz, sich einem Reich ganz anderer Werte hinzugeben, die uns überhaupt einmal richtig schätzen lehren. Dann fliegt der Pfeil der Sehnsucht über uns hinaus andern Ufern zu. Ein schöpferisches Tun beginnt, das das eigene Wesen, aber auch die Welt umzuformen strebt. Anstatt Material zu sein, werden wir tätig und geben damit dem Leben einen hohen Sinn, der auch die Arbeit des Tages ins Licht setzt. — Der Antrieb zu diesem Verhalten kommt aus der kosmischen Welt, in der wir sind. In immer neuen Wendungen zeichnet Moering das All mit seiner gewaltigen schöpferischen Kraft, aber auch mit der hohen Geisteswelt, die seinen innersten Kern bildet. Durch die Jahrtausende geht ein großer wogender Strom des Geistes, eines höheren Lebens, das durch uns zur Entwicklung kommen will. Mit dem Urwillen des Lebens, dem Ungeheuren, das uns umgibt, ist Gott als der Inbegriff der

[13]) **Lebensverklärung.** Von Walter Lehmann. Eckernförde, Schwensen. 71 S. 0.80 M.

[14]) **In ungemessene Weiten.** Von Ernst Moering. 2 Bände. Breslau, Trewendt und Granier 1922. 154 und 150 S. Je 3, geb. 4.50, in 1 Bd. geb. 7.50 M.

Ideale aufs engste verwoben. Diese schöpferische Macht der Gottheit pulsiert in Christus, pulsiert auch in dem Ich. Aus dieser Kraft des Alls und ihrer quellenden Fülle strömt der Impuls der Liebe und jeder andern Regung, die uns über uns selber hinaustreiben will. — Unter diese Kräfte muß man sich stellen und sich von ihnen anregen lassen. Hat man die Kräfte der Welt in der Stille erfühlt, dann muß man mit dem Weltwillen im Zusammenhang bleiben und Zwiesprache mit dem Universum pflegen. Dasselbe Verhältnis zu dem Absoluten drückt Moering auch in der besonderen christlichen Weise aus: man gewinnt Segen vom Kreuze Christi, wenn man sich darunter stellt; denn Christi Geist ist lebendiger Geist.

Diese starken und eigenartigen Gedanken bietet der Prediger in einem ebenso eigenartigen Gewande dar. Seine eigenen Ausführungen sind durchsetzt von einer Fülle von kürzeren, aber auch längeren Zitaten aus allen Dichtern und Philosophen, die überhaupt etwas zur Lösung des Lebensrätsels beizutragen haben. Dazu treten anschauliche Bilder aus dem Leben und der weiten Welt, so daß diese Predigten auch durch die lebendige Sprache voller Kraft und Fülle zu den besten Erzeugnissen der letzten Jahre gehören, wie sie auch eine große Schar von Andächtigen aus den Kreisen der Gebildeten und Kirchenfremden um sich gesammelt haben.

Wir verstehen beide Prediger in ihrem Bemühen, über den Kreis der Kirchlichen hinaus der suchenden Bildung die Hand zu reichen, die der kirchlichen Verkündigung entfremdet, doch nicht nur nach Aufklärung, sondern nach Stärkung verlangt. Geht Lehmann dazu den Weg der Mystik, so Moering den einer ins Monistische abschweifenden Gesamtauffassung. Eng hängt mit diesem Inhalt die Form zusammen: der jener Bildungswelt entsprechende Gehalt wird in einer stark durch die Denk- und Sprechweise der gemeinsamen Kultur bestimmten Weise angeboten. Religion bleibt die Botschaft hier wie da, weil in dem All, das die Urquelle der Kräfte ist, die Wertwelt eingeschlossen ist, die allem Numinosen zum Trotz den Kern des Religiösen bildet; christlich bleibt sie, weil es christliche Werte sind, die christliche Ideale der Weltüberwindung und Weltverklärung zu tragen vermögen. Wir verstehen auch das Bestreben, der Welt und der Person Gottes, die in der heutigen unendlichen Welt in Bedrängnis geraten sind, einen sinnlichen Halt zu geben, indem jenes All als ihre Erscheinung betont wird. Allein der Abfall von dem personalistischen Begriff von Gott ist doch bei dem zweiten der Prediger zu groß. Hier ist die Grenze des kirchlich Möglichen erreicht. So darf man nur predigen, wenn man als Einer in einer großen Stadt suchende Menschen um sich sammelt, die nun einmal den Wein in ihren Schläuchen haben wollen. Von der mystischen Verkündigung gilt dasselbe: sie kann, namentlich in dieser hochgeistigen Darbietung, nur einem kleinen Kreise angeboten werden; eine Gemeinde so zu nähren, geht nicht an. — Strebt hier die Verkündigung nach Inhalt und Form der besten Zeitkultur entgegen, so bietet sich uns in der folgenden Gruppe der unausbleibliche Rückschlag dar.

Zuvor noch ein Wort über einen Außenseiter, der die äußerste Folgerung aus dem gekennzeichneten Standpunkt darstellt. Wilhelm Stapel[15]), der von der Theologie ausgegangen, sich um ästhetische und soziale Kultur verdient gemacht hat und nun das „Deutsche Volkstum" herausgibt, hat Andachten herausgegeben, die in eine neue Richtung weisen. Er sucht das Reich der Werte in der Natur und im Kosmos zu ergründen und von da aus Leben gestalten zu helfen. Er bemüht sich „die Wurzeln des Sittlichen im Kosmos zu finden, damit unser Tun und Handeln bestimmt werde von dem, was edel ist in Blut und Seele ..." „Da aber der Kosmos dem Metakosmos entblüht, so treiben auch die Wurzeln des Sittlichen aus dem Metakosmos in den Kosmos." Es ist Logosglaube, der hier erscheint und fruchtbar gemacht wird, religiöse Naturphilosophie, die etwa den Rhythmus der Welt und des Lebens, die Struktur des Weltalls, Wachstum und Vergehen, den Silberstrom der Entwicklung, im Anschluß an klassische Worte aus der Dichtung oder der Philosophie, zu einem tiefen Erkennen des ewigen Gottes und einer neuen unsichtbaren Welt und zu einem Leben in Verzicht, Liebe und Zucht auswerten will. Liegt hier nicht eine Aufgabe, die wir zu sehr vernachlässigt haben? Wir dürfen die Fühlung weder mit der Kultur noch mit der Natur verlieren.

5. Kierkegaard, Barth und Thurneysen, Dehn, Ehrhard

Wie der zweiten Gruppe so lassen wir auch der letzten einen literarischen Ahnen vorausgehen.

Kierkegaard[16]) macht die Vergebung der Sünden zum Mittelpunkt dieser nicht gehaltenen Predigten. Jesus Christus ist die Genugtuung, die Bedeckung für unsere Sünden, weil er kraft seiner göttlichen Autorität Reinheit sieht, wo er Schuld sah und Sünde. Seine Liebe decket der Sünden Menge. Aber seiner Liebe Gericht ist das strengste Gericht. Wir können gar nichts zur Vergebung beitragen; es sei denn, daß wir viel lieben, indem wir schonungslos unsere Sünden bekennen. Nur dies Eine ist wichtig und alle andern Kümmernisse verschwinden davor, daß uns unsere Sünde vergeben werde. Wir haben einen Trost, den die große Sünderin nicht hatte, das Kreuz Jesu Christi. — Das ist der eine Gedanke dieser langen, bohrenden Meditationen. Der Ton des Gerichtes wird in ihnen von dem helleren der Gnade überwunden.

Karl Barth[17]) erinnert stark an diese Art des großen Dänen. Sehr düster ist die Folie, auf die er alles aufträgt. Die unvergebene Sünde, die uns gefangen hält, die Verlorenheit in Schuld, Not und Tod, die tiefe Verstockung des Sünders, der unter dem Zorn Gottes steht, das Grausen vor dem Nichts, die Gefangenschaft im vergänglichen Wesen; die Mutlosigkeit und die Not mitten in den Rätseln des Lebens; aber auch das heftige Nein, das unser Leben gegen all jene bösen Mächte schreit, die Sehnsucht nach Erlösung, die Frage nach dem gnädigen Gott, und endlich die Nichtigkeit unserer Moral und Religion, überhaupt all unseres Tuns und Wesens. — Dem steht das Ziel gegenüber. Immer und immer wieder heißt es: sich vergeben lassen, wenn auch als Zustand der „getrosten Verzweiflung", denn Not und Unruhe ist unsere Seligkeit, daraus entspringt eine Liebe, die Alles trägt und verzeiht; so kommen Christusmenschen zustande, die Alles zu Gottes Ehre tun, die mit Gott dem Leben auf den Grund gehen und sich nicht fürchten und nicht sorgen. Freilich läßt die Freiheit des neuen Menschen die Ketten noch mehr empfinden, aber der erschütterte und erniedrigte Mensch bleibt der gottgefällige Mensch. Auch auf die Welt erstreckt sich das Neue: es steht eine andere Welt bevor, eine Welt der radikalen Erlösung. — Die Rettung von jenem Verderben zu dieser Erlösung liegt nun allein in dem, was Gott getan hat und tut. Unser Kampf gegen das Böse ist im besten Fall nur Vorfeldkampf, Gott muß Alles machen. Zwei Taten sind es vor allem: er vergibt die Sünden, und er hat neues Leben in der Auferstehung Jesu Christi an den Tag gebracht. Im Sterben Jesu ist der Mensch völlig abgesetzt und in seiner Auferstehung ist die Ewigkeit zu uns gekommen. Wie sein Blut ewig für uns spricht, so ist Jesus der Sieger. Die Auferstehung ist kein Symbol, sondern der wirkliche Anbruch eines neuen Aon. So ist Gott das große Aber

[15]) **Das Büchlein Thaumasia.** Von Wilhelm Stapel. Rudolstadt, Greifenverlag 1924. 131 S. 4 M.

[16]) **Am Fuße des Altars.** Von Sören Kierkegaard. München, C. H. Beck. 87 S. 1.80, geb. 2.50 M.

[17]) **Komm Schöpfer Geist.** Von Karl Barth und Eduard Turneysen. München, Kaiser. 2. Aufl. 1924. 265 S. 3, geb. 4.20 und 5.50 M.

zu der ganzen Welt und allem Menschenwesen. Das Kreuz steht zwischen dem alten und dem neuen Menschen. Gott und seine Welt sind das Ganz-andere im Vergleich mit dem Höchsten, was es auf Erden gibt. Das Wort Gottes will nicht in Tagesweisheit verwandelt werden, sondern es ist eine Sache der Ewigkeit. — Dem entspricht es, wenn wir selbst gar Nichts dazu tun können, daß wir zu Gott und zum Glauben kommen. Gott macht auch da Alles. Wie die Vergebung und das neue Leben schenkt er auch den Glauben. Wir müssen bedingungslos die Hand in die seine legen, wir müssen ihm Raum machen und dürfen nicht mehr sein wollen als das Loch mitten im Rad; unsicher allem Andern gegenüber müssen wir ihm stille halten und auf Gott warten, als die Mühseligen zu ihm kommen, die alle trügerischen Reserven aufgegeben haben und Gott leere Hände entgegenstrecken. Darum dürfen die Prediger nicht als Geschäftsreisende das Evangelium schmackhaft oder einen Unterschied zwischen Gut und Böse machen, sondern Allen gilt das widerspruchsvolle Evangelium von der Gnade Gottes, die in der Stunde der großen Erschütterung und des Untergangs über den Menschen kommt. Dann gibt es zwar keine Helden, Weise oder „Sonne im Herzen", aber Menschen, die, mit Christo auf erstanden, suchen, was droben ist.

Günther Dehn[18]) bietet einen eigenartigen Nachklang zu dieser Verkündigung. Es ist derselbe Hintergrund, wie bei Barth: des Menschen Nichtigkeit, Sünde, Schuld, Ohnmacht, Erbärmlichkeit alles menschlichen Tuns und Wesens. Wenn es überhaupt ein Ziel gibt für Menschen, dann ist es dies, daß sie Gott allein die Ehre geben und auf Jesus warten. — Gottes große Taten, Vergebung und Auferweckung Jesu bedeuten das Gericht über die Menschen und den Tod. Denn Gott gibt nicht Kraft, sondern allein Vergebung. Er ist der allein Wichtige und der Mensch ist Nichts gegen ihn, gerade je mehr er sich wichtig machen will. Christus hat seine wahre Gestalt in dem Lamm, weil er in der Ohnmacht stärker ist. Anstatt vielgeschäftige Methoden anzuwenden, um Gottes Sache zu fördern, sollen wir Gott allein wirken lassen und als Menschen der Schwelle warten auf den Herrn Jesus, der da kommen will. Denn wir haben das Reich Gottes nicht in uns, sondern es ist im Himmel. Uns bleibt hier nur Eines: in der Unmöglichkeit des Lebens die andere Unmöglichkeit zu sehen, den Eintritt Gottes in die Welt und die Auferstehung Christi kompromißlos zu begreifen. Gott über Alles!

Auch hier hängt die Form eng mit dem Gehalt zusammen. Vorerst kommt zumal bei Barth der Text aus Respekt vor dem Wort Gottes ernster als sonst wieder in Betracht. Dehn weiß aus Textessplittern mitunter ganz überraschende Gedanken zu ziehen. Aber der Ton und die Sprache! Wie ist das Alles so schwer, und zwar im zwiefachen Sinn des Wortes, voll drückenden Schreckens und von fast unverständlichem Ausdruck. Wo bleibt die Kunst Jesu, das Evangelium den Hörern einfach und ihrer Lage entsprechend nahe zu bringen, und wo Luthers kräftige volkstümliche Redeweise? Man hat den Eindruck, als wenn der Wunsch, den Weg der Kultur und den der Einschmeichelung zu vermeiden, bis zu dem Verfahren führte, das dem „Ganz-andern" entspräche, sich möglichst unverständlich auszudrücken und zumal jedes Eingehen auf andere Bedürfnisse als das eine zentrale zu vermeiden. So kann man eine Evangelisationsrede gestalten, aber so kann man nicht jahraus, jahrein eine Gemeinde nähren. Das gäbe seelischen Skorbut. Wir bangen davor, wenn unsere jungen Kandidaten und Pfarrer diese Modetheologie zur einzigen Richtschnur nehmen; dann werden prächtige, liebe Menschen sich ein ernstes Gesicht anlegen und dumpf murmeln: Fragwürdigkeit, Gericht —, und darauf werden sie Stimme und Antlitz ein wenig aufhellen und sagen: Vergebung. Sie werden es verschmähen, etwas Anderes als diesen Seligkeitsegoismus nach dem Muster des Erfurter Luther zu verkündigen, etwa elende Moral oder gar auf die Bedürfnisse des menschlichen Organs zur Aufnahme von Geistigem zu achten. Sie werden mit Fanatismus erklären, wenn man sie vor diesen monologischen Expektorationen warnt als vor dem tauglichsten Mittel die Kirchen zu leeren, daß sie dann allein auf der Kanzel warten wollten, bis der Geist dem Worte Gottes die Bahn bricht. Es wird nicht lange dauern, bis diese Theologie der Nachkriegshypnose mit ihrer Glossolalie an der Praxis scheitern wird — freilich nicht ohne daß sie zuvor der Verkündigung als ihren Beitrag Zweierlei übermacht hat, was oft übersehen wurde: den Ernst des Gerichtsgedankens und das Wort von dem Glauben als dem Ausdruck für das, was Gott tut. Das fehlte zwar nie, aber es kann wieder stärker betont werden. Dann aber wird man sich wieder zu Predigern wenden, die wie Bitzius Evangelium als die Botschaft von dem Halt an Gott in allen Nöten verkündigt und als rechte Volkserzieher den ganzen Umfang des Lebens und nicht nur den Mittelpunkt mit einfachem, verständlichem Worte zu gestalten versucht haben.

Noch ein Außenseiter sei hier angeschlossen. Albert Ehrhard[19]) hat vier Akademische Predigten über den Krieg, seine Wertung vom Christentum aus, seine Wurzeln, seine Lehren herausgegeben. Davon, daß Alles in einem Sinn gehalten ist, der dem unsern ganz entspricht, sei weiter nicht die Rede. Aber der Typ der Predigten fällt aus Allem heraus, was für uns auch in Akademischen Predigten möglich ist. Der ganze Wurf ist durchaus lehrhaft, um nicht zu sagen kathedermäßig; immer werden die nächsten Teile und Abschnitte mit Ziffern angekündigt, die Sprache bewegt sich, um von allen Fremdwörtern und technischen Ausdrücken abzusehn, in der akademischen Sphäre, die Anwendungen erscheinen nicht anders in steifer begrifflicher Allgemeinheit. Wir würden sagen, daß das keine Predigten, sondern Vorträge sind, worauf auch schon die Anrede mit „Sie" hinweist. Da können es doch unser Heim und auch Stange besser. Anstatt bloß voll Neid nach dem liturgischen Vorrang der andern Kirche zu schauen, sollten wir unser Charisma, die Predigt, als eine im guten Sinn erbauliche Gemeindeseelsorge innerhalb des Gottesdienstes ausbauen, in der wir unsere, an den Christuskräften gestärkte Person oder noch besser diese, wie sie durch uns hindurchgegangen sind, schlicht und wahrhaftig anzubieten suchen.

6. Und die Summa?

Vergleichen wir diese Auszüge mit unsern Bemerkungen zum Eingang, so ist der Eindruck nicht schlecht. Es wird nicht nur geredet, sondern es wird auch Etwas gesagt. Es fehlt nirgends an Gehalt, stets klingt es, nicht wie auf einem leeren Faß, sondern wie auf einem vollen. Wenn so immer gepredigt worden wäre, wenn so immer gepredigt würde, der Kredit wäre nicht verloren gegangen, oder er käme langsam wieder. Und es ist hilfreiches Predigen. Es wird christliche Lebenskunst angeboten: Ziele, die Zuständen gegenüberstehen, und Hilfsgedanken, die die Brücke bilden wollen. Und die Richtung geht immer hinauf, höheren Gütern zu, von denen aus Sünde und Leid sich überwinden, Ideale erreichen und die Rätsel des Lebens leichter lösen lassen. Alles ruht tatsächlich darauf, daß eine höhere Wertschätzung angebahnt wird, die Glauben und göttlich Leben trägt; und das von Gott, der in seiner Welt heimisch macht, um mit anderm Geist zu erfüllen. Es ist also Evangelium, was geboten wird. Wir wollen einmal mehr auf dieses gleichmäßig Eine als

[18]) **Ich bin der Herr dein Gott.** Von Günther Dehn. Berlin, Furche-Verlag 1925. 128 S. 2.40, geb. 3.60 M.

[19]) **Weltkrieg und Nachkriegszeit.** Von Albert Ehrhard. Düsseldorf, Scherr 1924. 105 S. 2.70 M.

auf die Verschiedenheiten achten. Es gibt ein Kerygma, einen Gegenstand der Verkündigung, der sich durch alle Richtungen hindurchzieht. Wie wenig Dogmatisches im engeren Sinn haben wir gefunden! Es ist keine Selbsttäuschung, sondern Erkenntnis des Wesentlichen, wenn jene Grundstruktur der Predigt auch als die des Evangeliums selber gefaßt wird. Wenn uns unsere Systematiker und auch die Neutestamentler doch, anstatt in theoretische Begriffe allgemein in diese Ökonomie alles religiös-christlichen Lebens einführten und wenn doch alle Wunderberichte und Dogmen als Ausdrücke verstanden würden, die im Dienst der Lebenskunst nach Jesu Willen entstanden sind! Dann würde die ganze Welt des Glaubens als Untergrund der Lebensbewältigung zu stehen kommen und nicht als ein Ergebnis von Spekulation oder Offenbarung, dem dann praktische Folgen zu geben wären. Wie der Verdacht des pragmatistischen Als-ob abzuwehren ist, kann nur eine Frage zweiten Ranges sein angesichts der Tatsache, daß sich alle Ausdrücke der Schrift und anderer religiösen Urkunden wie etwa des Gesangbuches nicht anders verhalten.

Es fällt auf, wie stark zwei Gedanken in jenen Predigten zumeist vorherrschen: es ist die Frage nach dem Sinn der Welt und nach der Freiheit von den knechtenden Mächten des Lebens. Der Gedanke der Vergebung gewinnt, wie gezeigt, neuerdings wieder einen starken Ton. Gemeinsam ist Allen die Botschaft von der Welt Gottes als der Welt der Reinheit, Güte und des Friedens. Machen wir uns doch einmal klar, wie viel Wucht der entgegengesetzten Welt, der des Leidens und der der Leidenschaft entgegengeworfen wird! Und was hilft es? Wird wirklich Jemand getröstet und freigemacht? oder verläuft das Ganze nur in einer Sphäre der Illusion innerhalb eines dazu veranstalteten Aktes? Oder ist es so, daß wir zufrieden sein müssen, wenn sich eine Grundstimmung von reiner und gütiger, von getroster und freudiger Art in der Seele „setzt", die wenigstens in günstigen Augenblicken mit andern Kräften mehr oder weniger bewußt Auffassung und Handeln bestimmt? Und wenn das Waschwasser, mit jener frommen Waschfrau zu sprechen, die Kleider rein gemacht hat, was liegt daran, wenn es weggeschüttet wird? Nur muß, um die Begegnung von Prediger und Hörer bloß im Bereich der Illusion zu verhüten, ernst gemacht werden mit dem Willen, Etwas, das hilft, zu sagen, und nicht zur eigenen Ehre Geistreichigkeiten loszulassen; es müssen die Güter und Kräfte selbst gezeigt werden, anstatt daß sie bloß genannt oder auch gepriesen werden, wie das eine träge Rhetorik immer noch liebt.

Handelt es sich doch in der Predigtarbeit um das Eine: es soll innerhalb des Gottesdienstes der Gemeinde eine Hilfe persönlicher Art dargeboten werden, zur Ehre Gottes das Leben mit seinen Nöten und Aufgaben aus Kräften der Gottes- und Christuswelt zu bewältigen. Dazu dienen die vier oft genannten Stücke: Ziel und Zustand, göttliches und menschliches Tun. Das Predigtgenie hat sie in sich, die Andern tun gut, sich auf sie zu besinnen. Natürlich kann es sich nur um Möglichkeiten handeln, nicht um ein homiletisches Gesetz. Persönlich, gemeindlich, zeitlich und örtlich bedingte Verhältnisse erfordern eine mannigfache Abwandlung der einen Aufgabe, die sich aber immer in dem großen Rahmen jener allgemeinen Bestimmung und dieser vier Stücke halten wird. Wird auf den Abstand von Ziel und Zuständen der Nachdruck gelegt, so ergibt sich die erziehliche oder evangelisatorische Predigt. Tritt die Rücksicht auf die persönliche Hinwendung zu den Kräften und Gütern der Welt Gottes hinzu, so gewinnt die Predigt den so seltenen seelsorgerlichen Charakter. Stehen die Taten und Güter selbst im Vordergrund, so wird sie je nachdem lehrhaft oder darstellend ausfallen. Sehe Jeder, wie er es treibe. Das ist der normale Prediger, der anstatt sich auf eine Methode festzulegen, ihrer aller Herr ist.

Zu den drei Stücken noch ein paar Bemerkungen. Ideal und Zustände werden immer noch zu schematisch gezeichnet. Die Meinung herrscht, als ob man es den Hörern überlassen könne, ihre eigenen Zustände den allgemeinen Begriffen unterzuordnen. Das ist ein Irrtum. Es ist viel schwerer, Allgemeines in Besonderes überzuführen als Besonderes in Allgemeines. Natürlich darf nicht örtliches Besondere herangeführt werden ohne Grund; aber zwischen dem ganz Eigentümlichen und jenem Allgemeinen steht das typisch Besondere. Würde nicht Jeder aufhorchen, wenn als Thema oder als Gegenstand der Anwendung Gedanken erschienen wie etwa diese: Wie werden wir fertig mit der Ebbe und Flut in den allernächsten Beziehungen, zumal zwischen Mann und Frau? Güte als Schutz anderer Menschen vor der Verzweiflung; die Verliebtheit in das eigene Kreuz; Hilfsmittel gegen den Dämon der bösen und unreinen Phantasie. Wie leicht lassen sich solche Gedanken in ganz große Zusammenhänge stellen als ihre Auswirkungen oder Veranschaulichungen! Aber wir sind oft zu träge, solche Wirklichkeiten zu suchen oder wir stecken in unserer Begriffswelt. Johannes Müller kann, zumal durch sein Buch „Hemmungen des Lebens", vortrefflich zu solchen Blicken helfen.

Wie selten findet man jene persönlich menschlichen Hilfsmittel, wie wenig wird vom Gebet gesprochen! Ja gesprochen wohl am Sonntag Rogate; aber es sollte mehr Gebetspflege getrieben werden, damit unsere Hörer selber sich die großen Güter aneignen. Diese selbst — sie werden genannt, gepriesen, angepriesen. Aber damit wird zu wenig erreicht. Anstatt von den Objekten und den ihnen entsprechenden Affekten, etwa von Gott und dem Vertrauen auf ihn, von Jesus und der Nachfolge seiner Person, lehrhaft oder preisend zu sprechen, sollten wir bedenken, daß Affekte echt immer nur durch die Objekte selber erweckt werden, und nicht durch den Intellekt, der sie beschreibt oder fordert. Darum die Güter und Taten beschreiben, sachlich klar und sympathisch beschreiben, nicht definieren! Hier schaut eine ganz neue Predigtweise hervor, die sachliche. Wir hatten die lehrhafte durch die persönliche abgelöst; diese hat uns ruiniert; jetzt brauchten wir die sachliche etwa nach der Art von Rithack-Stahn. Sie erfordert freilich ein reifes Vermögen zu hören und aufzunehmen, also eine Fülle von Eindrücken und Neigungen, die erregt werden, wenn das Wort der Darstellung erschallt.

Im Ganzen handelt es sich um Predigtarbeit, nicht um eine Summe von Predigten. Beispiele sind in den besprochenen Predigtsammlungen für das Eine und das Andere genug zu finden. Es soll ein Mann, der seine Person tief in die Welt Christi eintaucht, aus ihr heraus darbieten, was er an Gütern und Hilfen gefunden hat. Nicht darüber sprechen, sondern darbieten, möglichst in den Zusammenhang der Dinge selbst einführen; denn diese machen es und nicht er. Affekte entstehen unter Objekten — das ist die kühle psychologische Formel für die Glaubenswahrheit, daß Gott Alles wirkt: es gibt auch eine gläubige Psychologie, vielmehr eine Psychologie des Glaubens. — Innerhalb jener Predigtarbeit gilt es den Ton oder das Instrument zu wechseln. Reine Feierstunden mögen wie Sonntage unter den Sonntagen nach der Art des letztgenannten Predigers abwechseln mit erziehlich und lehrhaft gehaltenen Reden. Unter diesen sollen nach der Art von Bitzius und von Richter doch ja solche nicht fehlen, in denen die Gemeinde eingeführt wird in ein ganz religiöses Verständnis der Wundergeschichten, das ihr deren Wurzel in denselben religiösen Gedanken zeigt, die als Anwendung herausgeholt werden. Man schaue doch in solchen Dingen als Jünger von Paulus und Luther und als wissenschaftlich gebildeter Mann nicht nur auf die Folgen, sondern auf die Gründe. Von evangelisatorisch gehaltenen Reden ist eine Probe in dem un-

ten bezeichneten Heft gegeben [20]). Wer nur irgend in unsern Reihen die Gabe in sich fühlt, frisch und lebendig in anderer Weise als der der gewöhnlichen Evangelisten zu einer anderen Gemeinde ein paar Tage lang zu reden, melde sich, wir können ihn brauchen.

Endlich werde bedacht, daß Predigt Rede sein soll. Zumeist ist Alles, was wir gefunden haben, Schreibe, die alte brave evangelisch-kirchliche Schreibe, hinter der mit aufgehobenem Finger der einstige Professor der Homiletik stand: Sind die Teile auch gleich lang, ist auch kein nicht urbaner Ausdruck eingeschlüpft? — Wenn wir doch nur Alle lernten, die Logik weniger und die Psychologie mehr zu berücksichtigen. Eine Rede will gehört werden; es handelt sich um diese Psychologie des Hörens! Und diese erheischt: kurze Sätze, Halt für die Phantasie und die Erinnerung, einen festen Faden, der am besten in einem bildhaften Wort oder Satz besteht. Wenn die Gefahr der Trägheit und der Schwätzerei nicht zu groß wäre, müßte man dem neuerdings immer mehr erhobenen Rate recht geben: Übe dich im Freisprechen auf Grund von ganz eingehender Versenkung in deinen Stoff, und wenn es auch einmal einen unvollständigen Satz gibt. Uns hat die druckfähige Predigt ruiniert. Wie viel mehr lernten wir von einer wirkungsvollen stenographierten als von einer gedruckten frisierten Predigt! Die Predigt nicht als Worte über Hilfen und Taten, sondern als Hilfe und Tat selber: und wer so nicht sprechen kann ohne Manuskript, der lerne anstatt Aufgeschriebenes vorzutragen, loquenda scribere. Und wenn er Etwas zu sagen hat, was den ihm befohlenen Kreis von Menschen angeht und anzieht, dann soll es seltsam zugehen, wenn wir nicht wieder eine Blütezeit der Predigt bekommen sollten.

Marburg Friedrich Niebergall

Ein Brief an Erzbischof Söderblom

Vorbemerkung

Der nachfolgende Brief ist kurze Zeit vor seinem Heimgange von einem Manne geschrieben, der in der Öffentlichkeit wenig bekannt war, der aber im Kreise seiner Freunde auf das Stärkste wirkte; aus seinem reichen Nachlaß, der noch zur Veröffentlichung kommt, wird dieser Brief jetzt auf Veranlassung seiner Freunde mitgeteilt.

Den Lesern der Christlichen Welt ist Florens Christian Rang als Verfasser der „Deutschen Bauhütte" bekannt, die in Nr. 27/28 d. v. J. eine eingehende Würdigung durch Hermann Herrigel erfahren hat. Im Folgenden seien einige Angaben über den Lebensgang Rangs gemacht.

Er ist am 28. Januar 1864 in Cassel geboren. Als Sohn einer alten kurhessischen Juristenfamilie hat er nach seinem juristischen Studium fünf Jahre lang in den Ostmarken in der Stellung eines Regierungsassessors gearbeitet. Danach studierte er in Greifswald Theologie und ist vor allem auch von Hermann Cremer beeinflußt worden, ohne sich dabei dem Ernst der kritischen Theologie zu entziehen. Dem Rat, die theologische Gelehrtenlaufbahn einzuschlagen, gab er nicht nach, da es ihn in das Pfarramt zog. Wiederum in den Ostmarken hat er diese seine Arbeit getan, indem er dem Posener Generalsuperintendenten Hesekiel freundschaftlich und sachlich nahe stand. Nach sechs Jahren trat eine innere Krisis ein. Rang wurde wieder Verwaltungsbeamter, dieses Mal in Coblenz, wo er als Regierungsrat und Direktor des Oberversicherungsamtes wirkte. Den Krieg machte er als Chef der Zivilverwaltung der Kronprinzenarmee mit. Aus Gewissensgründen schied er 1917 aus und wurde für drei Jahre geschäftsführender Direktor des Generalverbandes der Raiffeisengenossenschaft in Berlin. Nach seinem endgültigen Ausscheiden aus dem Staatsdienst (1920 Geheimer Regierungsrat) lebte er in Braunfels seiner weitverzweigten wissenschaftlichen Arbeit und war als Vorsitzender des Schlichtungsausschusses in Wetzlar tätig bis kurz vor seinem am 7. Oktober 1924 nach mehrmonatigem Leiden erfolgten Heimgange. Vgl. Theol. Bll., Nov. 1924 *).

Gießen Theodor Spira

[20]) **Moderne Evangelisation.** Von Friedrich Niebergall Hannover, Engelhardt und Cie. 1924. 48 S. 0.70 M.

*) Wer den folgenden Brief mit ganzer Seele liest, wird begreifen, daß wir ihn unsren Lesern und unsrer Kirche nicht vorenthalten konnten. Aber bei unsrer Stellung zu Stockholm auch verstehen, daß wir ihn nur in dieser Nummer bringen konnten, während Stockholm tagt, nicht vorher und nicht nachher. D H

Braunfels, den 8. April 1924

Hochzuverehrender Herr Erzbischof!

Genehmigen Sie bitte meinen Dank für die gütige Übersendung des Announcement II der Universal Christian Conference on Life and Work. Gern reihe ich mich nach meinen schwachen Kräften unter die Zahl der Fürbitter für die Ziele dieses Werks.

Darf ich aber offen reden — und ein Mitbetender muß es —, so leidet seine Organisation an einem — wenigstens für deutsche Christen meiner Art — allerschmerzhaftesten Mangel. Was ist das: die „Kirche", wovon Ihr Programm redet? Was ist es im protestantischen Sinn? Denn auf das Fehlen der römischen Kirche ziele ich nicht ab. Sondern auf das Fehlen der individuellen Protestanten. Die europäischen Glieder des Internationalen Komitees sind ausnahmelos die Vertreter der beamteten Landeskirchen oder Männer, die mit diesen sogenannten Kirchen ganz verwachsen sind. Ich beurteile andere Länder nicht; es mag sein, daß in Schweden, in England und Amerika, in den griechisch-katholischen Ländern die Landeskirche wirklich noch Volkskirche ist, hinzugenommen zu ihr den Bereich ihrer Abzweigungen in Sekten und Denominationen. In Deutschland liegt das Verhältnis nicht so. Auch für Deutschland bestreite ich nicht, daß in diesen Notbauten der Reformation ein Volkssegen ruht. Aber mit mir bestreiten wer weiß wie viel Tausende der betenden Christen, daß diese Anstalten sich Vertreter der deutschen Christenheit nennen dürfen, ihres evangelischen Teils; daß sie im tieferen Sinn der una sancta invisibilis zum Ausdruck verhelfen. Mit Scham und Grauen sehen viele Einsame in Deutschland auf die Prätension der Pastorenkirchen, ihre Seele mitzuvertreten. In Deutschland haben diese Einsamen nicht Zuflucht in Sekten. Sie sind einsam wie Luther vor seiner Tat. Sie wissen: diese Tat — wie notwendig und segensreich — war unzulänglich Und das obrigkeitliche Landeskirchentum ist Ausdruck grad dieser Unzulänglichkeit. Wir — denn ich weiß: ich spreche, was Tausende bestätigen würden — wir wollen eher noch einen scheinbaren Atheisten wie Nietzsche als den Präsidenten eines Oberkirchenrates für unseren — nein: nicht unseren: als den Vertreter der „Kirche" gelten lassen, um die es geht.

Es geht hart auf hart heut, Herr Erzbischof. Es geht nicht um „Leben und Werk", als wäre ein Körper vorhanden, der belebt werden könnte und Werk tun könnte (ich rede immer von Deutschland, vom Land der Individualisten). Es geht um die Existenz. Es ist nur Geist ohne Körper, und wo Körper ist, fehlt der Geist. Das ist die bare Unmöglichkeit des Lebens. Es geht um den Glauben. Den letzten Glauben. Stehn wir am Ende des Christentums? der Religion? und also an unserem Ende? am Ende unserer Welt? Oder wo und wie läßt sich ein Ausweg erhoffen, erbeten, erkämpfen, der der eingesperrten unendlichen Seele ermöglicht, sich herauszutragen in Welt? Sich — nicht ein Werk, nicht eine Lebensäußerung von ihr; sich!! Der furchtbare Gott der unendlichen Liebe hat uns ins Feuer der Verzweiflung geschmissen — der Fast-Verzweiflung —; wagen wir noch ehrlicher Weise zu ihm zu beten? Ist er ein Götze? Der Christos ein Mythos? Die Auferstehung Tatsache? *) So Tatsache, daß sie die allerreellste Tatsache ist — kein „Glaubensgedanke", kein Ding auf einer idealistischen Ebene, sondern plumpe, nackte, wirkliche Tatsache? Wir Laienchristen, die wir nicht eingewickelt sind in den Amtszwang, fortwährend zu bekennen, und dem feinen Selbstbetrug nicht unterliegen, vor lauter Amtsbekenntnis zu glauben, daß wir persönlich glaubten und bekennten, wir Laienchristen richten in Deutschland an unsere Amts-

*) Ganz offenbar ist hier gemeint: Oder ist die Auferstehung Tatsache? Jedoch sind in der uns vorliegenden Niederschrift die zwei Worte „Oder ist" nicht enthalten. Anm. d. Herausg. S

bekenner die schweigende Frage: Schämt ihr euch nicht, so dick zu bekennen? zittert ihr nicht? Ach nein, sie zittern nicht. Wir aber zittern, Herr Erzbischof, lieber Bruder, wir zittern und vergehen vor dem unglaubbaren Gott. Von dem wir doch nicht wegkönnen, und glauben ihn in Qualen, und schmecken auch, was das heißt: „Du hast Worte ewigen Lebens" und werden versucht wie Petrus und begreifen, daß er nicht Stand hielt und dennoch Stand hielt. Wir zittern, wenn heute ohne unser Zittern Christen, evangelische Christen, zusammen kommen, um in gläubiger Meinung das Heil der Christenheit zu beraten; wir zittern, daß da Gutmütigkeit ohne das Höllenleiden des Kreuzes, das die Verzweiflung ist, den Himmel bauen will; nein, nicht einmal den Himmel, nur einen menschlich praktikabeln Weg. O nicht, als ob nicht auch wir Verdammte („verurteilt zum Individuum") begriffen, wie gerade aus Liebe Glauben erwächst; wie nicht von Elias und Johannes dem Täufer, sondern vom einfach praktisch helfenden Samariter Jesus sagt: Tue desgleichen! Eben deshalb können wir, kann ich auch, für das Ziel der „Lebens- und Werk"-Konferenz beten. Aber wir fühlen, ja wir wissen: dennoch fehlt ihr etwas, fehlt ihr dies Verdammtsein im feurigen Gott, wenn wir ihr fehlen. Wir wollen ihr nicht fehlen, aber sie, diese Konferenz läßt uns auf ihr fehlen. Ich sage „wir", sage „uns" — aber wen meine ich damit? Zeugen, daß „wir" nicht mehr sind, daß „uns" Gott verbrannt hat; daß nur Gott noch ist! O bitte, theologisieren Sie das nicht (verzeihen Sie mir die Unverschämtheit dieser Bitte; aber ich kenne diese Gefahr und vertraue von einem Mitchristen, daß er hier versteht, daß gewarnt werden muß, auch wenn er persönlich Warnung nicht bedürfte) —; glauben Sie bitte nicht, daß, was der Gewinn eines 60jährigen Lebens um Jesus ist, liebend, hassend, liebend, daß das aus Büchern, aus „Richtungen" stamme. Ich bin ein viel zu kleines Insekt in Gottes großer Wunderwelt, um systematisch zu reden. Aber eben deswegen habe ich Todesangst vor Allem, was systematisch angefaßt wird. Ich lasse die Frage der Systematik in Wissenschaft hier bei Seite. Ich meine „systematisch" hier in dem Sinn einer praktischen Übersichtlichkeit, einer Einpassung in scheinbare Ordnungen. Ich bin kein Schwärmer, ich bin ein Mann der Ordnung — aber daß die Welt Unordnung verfallen ist, besonders aber die protestantische Welt Deutschlands, daß da, was Ordnung heißt, auch großenteils Verstocktheit ist gegen den strafenden Geist Gottes, der es als Unordnung bezeugt, das wissen freilich wir Exkommunizierten, die extra has communiones von unserem innersten Geist geworfen sind, damit die wahre communio bleibe, invisibilis heute, incredibilis fast, und im Himmel derzeit, ohne einen Fuß auf der Erde, und dennoch gerade auf sie als den Schemel Gottes treten wollend.

Und das ist nun die Frage von uns Unbedingten an Sie, ich meine: an diese ökumenische Konferenz: Kann sie selbst, diese Konferenz, glauben, Schemel Gottes zu sein — nicht eine Konferenz etablierter Kirchen, sondern in der Etabliertheit auch ein Außer-ihr-sein, ein Ek-statisches, das zwar in aller Nüchternheit ohne Verzückungen steht, das aber den Menschen herauswirft aus sich, so daß er zitternd zunicht wird und Gott Raum gewinnt für sich allein, ohne daß an „Leben und Werk" gedacht wird — womit denn das Unbedingte in unser Bedingtes eintritt, Leben und Werk, Überlegung und Dienst erst, aber wirklich, in Gott Ermöglichung findet, womit die Erde wirklich wieder einmal sich als Schemel Gottes ausweist? Als Altar?

Wir Fernen, wir Uneingeladenen, Exkommunizierten, von uns selbst Exkommunizierten, fallen auf Unser Antlitz, werfen uns in Staub, verschlucken unsere Worte, haben keine Tränen mehr — Ihr Brüder redet und tut. Aber Eins wissen wir in unserer Verlassenheit, ja Gott-Verlassenheit: Gott tut sie. Das ist unsere Seligkeit. Unsere Gemeinschaft aber ist: Gott tut in vielerlei Art. Wir sind nicht die Norm, auch nicht für evangelisches Christentum. Auch die Kirchengemeinschaften stehn und tagen in Gott, und reich und groß möge die Frucht daraus wachsen! Wir stehen Jeder an dem von Gott gewiesenen Platz zum Bau seines Tempels. Aber vergeßt nicht, Ihr Brüder, daß auch wir da sind. Wie wir für Euch beten müssen, müßt Ihr für uns — für uns Vereinsamten, die wir nicht an Euren Platz hinkönnen; für uns, die nicht das sanfte Herdfeuer nährt, sondern der Scheiterhaufen brennt. Gedenken Sie, Bruder Erzbischof und alle Mitglieder der Konferenz, daß wir für Euch mitleiden, wie Ihr für uns mit sorgt.

Ich grüße Sie in Verehrung.

Florens Christian Rang (†)

Die neue Metaphysik

auf der Generalversammlung der Kantgesellschaft in Halle vom 4. bis 6. Juni

Daß die Leitung der Kantgesellschaft die Redner auf der diesjährigen Hauptversammlung mit der bestimmten Absicht einberufen hatte, daß in ihren Vorträgen das Fazit nach Seite der Bemühungen um eine neue Metaphysik gezogen werde, gibt dieser Tagung eine besondere Bedeutung. Dieses Interesse an der Metaphysik bezeugt auf jeden Fall, daß innerhalb der Philosophie gegenüber der noch vor einem Jahrzehnt betriebenen Arbeitsweise eine erhebliche Wandlung eingetreten ist, die mit schärferer Konzentrierung auf die Probleme der Weltanschauung und einem erhöhten Vertrauen in die philosophische Systematik zusammengeht. Die Theologie, von der gleichfalls während des letzten Zeitraumes das Problem der Metaphysik nur spärlich behandelt worden ist, dürfte dadurch veranlaßt werden, sich mit den neuen Erscheinungen auf dem Gebiete der Philosophie besonders eingehend zu beschäftigen. Ich fühle die Verpflichtung, auf die Hallenser Verhandlungen der Kantgesellschaft hier hinzuweisen, weil ich seit je die Ansicht vertreten habe, Theologie habe sich um Metaphysik zu kümmern und in metaphysischer Richtung zu bemühen, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil ihre Gegenstände nun einmal letzten Endes transzendenter Natur sind und weil demzufolge, wenn denn eine wissenschaftliche Beschäftigung mit ihnen vorgenommen werden oder, was mir im Grunde auf dasselbe hinauszukommen scheint, Theologie als Wissenschaft möglich sein soll, die Erörterung metaphysischer Objekte nicht umgangen werden kann.

An dieser grundsätzlichen Einsicht kann nicht und konnte eigentlich nie der Umstand etwas Wesentliches ändern, daß es uns an irgendwelcher Methode solcher metaphysischen Behandlung gebrach. Es ist das der Theologie unveräußerliche Wahrheitsstreben, welches an der Frage nach dem Realitätswerte der Größen, auf welche sich der religiöse Glaube bezieht, nicht vorübergehen kann. Natürlich ist es unbestreitbar, daß alle religiösen Vorstellungen und Aussagen notgedrungen bildhaft-symbolischer Natur sind und daß infolgedessen der Wahrheitsgehalt religiöser Sätze nicht in den Worten und Begriffen, deren man sich dabei bedient, einen adäquaten Ausdruck findet, vielmehr nur zwischen ihnen liegen kann. Und es ist auch unbestreitbar, daß der religiöse Mensch als solcher nicht irgendwelcher verstandesmäßiger Begründung der Realität der göttlichen Welt bedarf. Ja nicht einmal eine Förderung seiner frommen Anschauung und seiner frommen Prozesse kann ihm dadurch werden, daß seine Vorstellungen in eine metaphysische Untersuchung hineingezogen werden. Der religiöse Mensch lebt mit seinen religiösen Anschauungen in einer Welt, die ihm nur in Symbolen, Analogien, Gleichnissen darstellbar ist. Werden diese Analogien und Symbole begrifflich und gar metaphysisch gefaßt, so erleiden sie nach ihrer eigentlichen religiösen Qualität leicht Schaden. Und weil es so ist, deshalb ist der Standpunkt derjenigen voll verständlich, welche erklären, Theologie brauche sich mit Metaphysik nicht zu bemengen, weil dadurch zum mindesten doch dem religiösen Leben nicht genützt werde. Allein nun steht auf der anderen Seite die spezifisch wissenschaftliche Aufgabe der Theologie, welche an eben den Fragen, die seitens der Philosophie in allen ihren Arbeiten an der Weltanschauung abgehandelt werden, gleichermaßen beteiligt ist. Ja, Theologie kann, wissenschaftlich angesehen, in der Behandlung und Bewältigung dieser Fragen keine grundsätzlich andere Stellung einnehmen, als die Philosophie es tut, d. h. sie hat sich in ihren systematischen Disziplinen mit dem Wirklichkeitscharakter dessen zu befassen, was in den Anschauungen, Vorstellungen und Sätzen des religiösen Menschen als Realität überempirischer Art vorausgesetzt ist. Theologie ist als Wissenschaft nur dann möglich, wenn sie, neben allen historischen und psychologischen Untersuchungen, daran arbeitet, die Welt der Jenseitigkeit, auf die der Glaube sich bezieht, die über die empirische Wirklichkeit hinausliegende, nicht sinnlich gegebene, daher unsinnlich transzendente Wirklichkeit, an

die der christliche Glaube wie letztlich überhaupt jeder religiöse Glaube sich hält, in ein Verhältnis zu der sinnlich gegebenen Diesseitswelt zu setzen.

Ist die Metaphysik, wie der Naturphilosoph Erich Becher (München) ausführte, die wissenschaftliche Erfassung der Gesamtwirklichkeit, so ist sie einem Gegenstande gewidmet, den die religiöse Anschauung auf ihre Weise ebenfalls feststellt. Daß wir aber trotz Positivismus und Relativismus, deren große Errungenschaften nicht gering geschätzt werden sollen, immer wieder auf das Problem des Absoluten, das jener Erfassung der Gesamtwirklichkeit dient, hingewiesen sind, zeigte Arthur Liebert (Berlin) in seiner beredten einleitenden Ansprache. Er verkannte nicht die Gefahr, die in einer Renaissance der deduktiven Metaphysik liegen würde, eine Gefahr, welche, wie er hinzufügte, gegenwärtig durch einen auch in die Philosophie einbrechenden Expressionismus des Denkens noch erhöht wird. Gleichwohl ist, wie Liebert ausdrücklich feststellte, die lange Zeit hindurch empfundene Angst vor der Metaphysik gegenwärtig einer Sympathie für sie gewichen. Die Gefahr wird dadurch zu vermeiden sein, daß sich die metaphysische Neuarbeit einmal an die Problemstellungen anschließt, die sich aus der Systematik der Philosophie ergeben, und zum andern an die positiven Einzelwissenschaften. Paul Menzer (Halle) sagte dann deutlich, daß er unter Metaphysik den Versuch versteht, die Erscheinungswelt als ganze sowie die Einzelerscheinungen aus einem ihnen zu Grunde liegenden Wesen zu erklären. Er hob sie dadurch klar von der Kantschen Bestimmung der Metaphysik als einem System der reinen Begriffe, die aus dem Grundvermögen des Bewußtseins gewonnen werden, ab und lenkte in der Zielsetzung — natürlich nicht in der Methode — auf die platonische Ermittelung des wahrhaft Seienden hinter den Erscheinungen zurück. Nur dürfte man nicht nach Art der idealistischen Metaphysik die Aufgabe, die hier zu leisten ist, an die denkende Vernunft verraten, als sollte der Intellekt durch seine eigene Kraft das Unermeßliche messen. — Nikolai Hartmann (Marburg) legte in vorwiegend formalistischen Ausführungen den Ton darauf, daß in allen Geisteswissenschaften ein metaphysischer Kern steckt. Wenn man z. B. gemeint hat, Gegenstand der Psychologie sei das reine Erleben, so vergaß man, daß jedes Erleben ein Erleben von einem Etwas ist, und dieses Erlebte des Erlebnisses ist metaphysisch, nicht Seelensubstanz, sondern ein Ansichsein metaphysischer Seinsart. Auch Hartmann suchte die Arbeitslinie dadurch zu gewinnen, daß die Ontologie, die nach seiner Überzeugung auf lange hinaus nichts weiter als eine Aporetik sein werde, von unten, von den Einzelwissenschaften her zu erstreben ist. — Hermann Schmalenbach (Göttingen) bildete mit seiner neuen Identitätsphilosophie in gewissem Sinne schon eine Überleitung zu den Naturphilosophen, die nach ihm sprachen. Ihm ist es gewiß, daß das Sein, wie es an sich ist, und wie es sich zeigt, nichts Gegensätzliches enthält, daß die Phänomenalität und das Ansichsein zusammengehören; ein Standort, von dem der Übergang zur eigentlichen Metaphysik für ihn leicht zu bewirken ist. Interessant war, wie er hier jeden Versuch einer Konstruktion durch Denken abwehrte in der Überzeugung, daß man zur Erfassung der Wirklichkeit an sich etwas Anderes brauche. Seine Warnung vor dem Denken und Ermahnung zum Beobachten und Sehen zielte anscheinend auf ein Lauschen mit intimer Einfühlung mit dem Rhythmus des Ansichseienden. — Erich Becher (München) traf mit diesem Standpunkte gleich in der Hervorhebung der wesenhaften Selbigkeit des Ansich und des Füruns zusammen, wobei er mutvoll die Metaphysik als Erfassen der Gesamtwirklichkeit durch Erkenntnis des tiefsten Grundes, der letzten Ursache, der Entwicklung des Ziels und Sinns des Bestehenden in seiner Gesamtheit nahm im Unterschiede von der Naturwissenschaft, die es mit der Körperwelt zu tun hat. Das aber unterstrich Becher stark, daß die letztere ihrerseits selbst nicht an jenen metaphysischen Fragen vorübergehen kann. Denn die Naturwissenschaft selbst muß annehmen, daß die Inhalte unserer Wahrnehmung abhängig sind von Dingen, die tatsächlich unabhängig von unserem Erkennen existieren. Das bedeutet die Identität von Erscheinen und Sein, und das bedeutet für die Methode, daß im Grunde für die Metaphysik kein anderer Weg zu bestehen braucht als für die Erkenntnis des Körperlichen. Sagte Schmalenbach, daß keine Verschiebung eintritt beim Fortgang zu den metaphysischen Problemen, so erklärte Becher, daß auch bei den metaphysischen Feststellungen mit den Mitteln der induktiven Erfahrungswissenschaft gearbeitet wird. — Hans Driesch (Leipzig), der von seiner Ordnungsphilosophie aus die Fragestellung beleuchtete, sah in der Metaphysik die unmittelbare Erkenntnis, welche die Erkenntnis des mittelbar Gegebenen, der Gegenstandswelt oder Natur, ergänzt und erweitert und uns „noch mehr Ordnung" gewinnen läßt. So ergibt sich ihm, daß die Erscheinung die Folge ist von etwas, das als ihr Grund angesehen werden kann. Woraus freilich folgt, daß alle metaphysischen Sätze hypothetisch sind. — William Stern (Hamburg) aber zog die feste Grenze zwischen der als Wissenschaft nicht möglichen und der aus der Tiefenschau des Lebens zu gewinnenden Metaphysik. Unser ethisch-geistiges Leben ist es, meinte Stern, das mit allen seinen Funktionen über die bloße Erscheinung hinausweist, das mit allen seinen Schöpfungen, wenn anders ihr ephemerer Charakter ihnen den Sinn, den wir als schaffende Wesen hineinlegen, nicht wieder nehmen soll, uns zwingt zur Ausschau auf die Überinstanz und den Überwert, durch welche das Einzelne der Erscheinung Sinn gewinnt und behält. Das sinnvolle Leben dokumentiert für Empirie und Metaphysik ein konzentrisches Verhältnis, durch das sie beide, eben im gemeinsamen Zentrum, Halt und Realität bewähren. — Hieran knüpfte sich fast programmäßig die Vorlesung Leopold Zieglers, des einsamen Dichterphilosophen von Achberg, für den die tragische Schicksalsfrage bestimmend, wohin es komme mit der unaufhaltsamen Entartung unseres Instinkts, ja der radikalen Selbstzerstörung und Selbstverbrennung des kosmischen Lebens an der verzehrenden Flamme unsres Bewußtseins. Zu welchem Ende schaffen wir unsere wunderliche Werk- und Wertwelt? Wer geistet in allen menschlichen Werkgebilden? Ist Geist — ruft Ziegler aus — dasselbe wie in menschlichen Personen? oder ist Geist der andere Täter, der das Leben in sich hat und widerruft? — Noch fügten sich in diese Reihen H. Plessner (Köln), Hans Reichenbach (Stuttgart), Hugo Dingler (München), Fr. Kuntze, P. Hofmann, J. Guttmann (Berlin) mit ihren Positionen ein.

Wenn man v. Aster (Gießen) abrechnet, der mit seiner Scheidung zwischen an sich unlöslichen und für uns unlöslichen Problemen eine stark skeptische Haltung gegen alle Metaphysik einnahm, so läßt sich eine Zweiteilung der auf der Hallenser Tagung vertretenden Standpunkte vornehmen, sofern diejenigen Redner, welche sich über die Möglichkeit der Metaphysik verbreiteten, teils eine rein wissenschaftliche Aufgabe der Metaphysik anzuerkennen bereit waren und deren Methode im Einklang mit der übrigen wissenschaftlichen Methode fanden, teils jedoch Metaphysik als Wissenschaft ablehnten und ihre Aufgabe in einem andersartigen Erschauen und Ertasten des hinter allen Erscheinungen liegenden Sinns, Zwecks und Ursprungs des Seins sehen wollten. Auch die Ersteren sind indessen keineswegs gewillt, die hergebrachte abendländische Einstellung, für welche das Denken nichts als ein Erkenntnismittel ist, zugunsten der indischen preiszugeben. Ihre Meinung ist vielmehr, daß auf dem Wege des Erkennens als eines zureichenden Erfassungsmittels über die Welt der Erscheinungen hinauszukommen. Eine Einbiegung in die Denkweise der idealistischen Philosophie ist aber trotz mannigfacher Berufung auf deren einstige Wortführer nicht gemeint. Vielmehr nimmt man den Standpunkt mit Entschlossenheit entweder in der exakten Naturforschung oder in der Systematik des Lebens- und Persönlichkeitsproblems.

Wien Karl Beth

Kunst und Zensur

Verbotene Literatur. Von H. H. Houben. Dessau, Karl Rauch, 1925. 622 S. 18, geb. 25 M.

Es erscheint soeben die zweite Auflage des ersten Bandes des Werkes „Verbotene Literatur" von H. H. Houben, das in Form eines kritisch-historischen Wörterbuches die Schicksale von künstlerischer — nicht von Hintertreppen-Literatur —, die von der Zensur verfolgt war, behandelt. Wir durchwandern einen Zeitraum von Lessing bis zur unmittelbaren Gegenwart. Ein zweiter Band ist in Vorbereitung.

Den Stoff bilden vorwiegend Theaterstücke. Nicht nur! Wir erfahren z. B., daß auch der liebenswürdige Poet Wilhelm Müller mit der Zensur zusammenstieß. Als im Jahre 1816 die „Bundesblüthen", die Gedichtsammlung eines Freundesbundes, dem W. Müller als Student in Berlin angehörte, erschienen, verbot der Zensor die Verse, mit denen die jungen Dichter ihr Werk in den Berliner Zeitungen anzeigen wollten. Auf ihre Beschwerde ließ sich der Zensor zu der Begründung herbei: das Wort Freiheit komme zu oft in den Versen vor. Als Müller entgegnete, der König habe doch vor nicht zu langer Zeit selbst dazu aufgerufen, für die Freiheit zu fechten, erhielt er die Antwort: „Ja, damals!"

Eine kleine Geschichte! Aber wie sie blitzartig den Gegensatz der Stimmung der Freiheitskriege zu der der Reaktionszeit erhellt, so zeigt sie an einem Beispiel, wie sich in den Schicksalen der zensurierten Literatur die Zeitströmungen spiegeln. In bedeutenderem Maße findet dies bei den großen Dichtungen statt — in ergreifendem Ringen um Ideen und in komischen Streichen der Spießbürgerei. Wir begleiten den schicksalsreichen Weg von Lessings Nathan bis zu seiner Aufführung auf dem Wiener Burgtheater 1819, wo es gelingt, den Nathan von allen Beziehungen zu Christentum und Kirche gesäubert herauszubringen, und wo man aus monarchischem Bedenken den Derwisch statt der Worte:

Der wahre Bettler ist
Doch einzig und allein der wahre König!

die Worte sprechen läßt:

Wer alles kann entbehren,
Ist doch allein der Glücklichste auf Erden.

Oder die Schicksale von Schillers „Kabale und Liebe" auf demselben Theater, wo mit Rücksicht auf das vierte Gebot der Vater

des Majors auf Verlangen des Polizeipräsidenten in einen Oheim, und aus höfischen Rücksichten der Oberhofmarschall in einen „Obergarderobemeister" verwandelt wird. Erst das Revolutionsjahr 48 setzt den Präsidenten wieder in seine väterlichen Rechte ein, und erst im Jahre 1850 wagt Laube, den Obergarderobemeister wieder zum Hofmarschall zu befördern.

Sehr ernsthaft aber wird der Kampf, wenn sich wie bei Heyses „Maria von Magdala" oder bei Einsteins „Schlimmer Botschaft" die Vertreter der Kunst, der Religion und des staatlichen Rechtes feindlich begegnen. Solche Auseinandersetzungen lohnt es sich dann sehr aufmerksam zu durchdenken, und jede Partei wird davon Nutzen haben, wenn sie die Gedankengänge der andern wirklich zu verstehen versucht. Bei der üblichen Theateraufführung finden sich die drei Momente zusammen: Künstlerische Gestaltung, Ideengehalt und Öffentlichkeit. Beim Konflikt treten sich dementsprechend drei Parteien gegenüber, vertreten etwa durch Künstler, Kirche und Staatsanwaltschaft. Drei Beispiele dafür.

Als Münchhausen gegen einige angeblich unsittliche Gedichte Dehmels Strafantrag stellt, erklärt Karl Spitteler es als eine Ungehörigkeit, überhaupt die Sittlichkeitsfrage gegenüber literarischen Werken aufzuwerfen.

Beim Streit um Heyses „Maria von Magdala" fordert der „Reichsbote", daß die biblische Geschichte überhaupt nicht mehr zum Gegenstand einer dramatischen Aufführung gemacht werden solle, sie löse den heiligen Ernst in Spiel auf; und bei dem Kampf um Sudermanns „Sodoms Erde" findet sich eine bemerkenswerte Äußerung des Kaisers. Als ihm Minister Herrfurth erklärt: Er habe sich bei jeder Szene gefragt, ob er dieses Drama in der Begleitung seiner Frau würde anhören können, entgegnet der Kaiser: „Sie hätten sich fragen sollen, ob Sie auch in Begleitung Ihrer Tochter jede Szene anhören könnten."

Schließlich eine Äußerung des Oberverwaltungsgerichtes zu „Maria von Magdala", dessen Aufführung in Amerika vom Kirchenkongreß empfohlen war: „Ein Stück, dessen Aufführung einen derartigen Eindruck auf den Zuschauer machen muß, stellt sich als ein Angriff auf die christliche Religion dar. Diese aber bildet im Preußischen Staate nach seiner geschichtlichen und verfassungsmäßigen Gestaltung einen Teil der öffentlichen Ordnung im Sinne des Paragraph 10. Ihr Schutz fällt daher unter den Paragraph 10."

So lauten einige extreme Urteile der verschiedenen Parteien. Siegen im Streit wird nun doch schließlich — so wird man wenigstens wünschen — derjenige, der die Wahrheitsmomente der gegnerischen Anschauung am gründlichsten würdigt und sich zu eigen macht. Zu diesem Zwecke kann ich mir für Staatsanwälte, Künstler und Geistliche keine wertvollere Lektüre denken als dieses Buch, vorausgesetzt, daß die Leser sich die Fähigkeit bewahrt haben, sich in fremde Gedankengänge hineinzudenken. Wenn das Wort der Kölnischen Zeitung, in der Mißachtung der Schaubühne schieße die protestantische Kirche den Vogel ab, auch heute noch, wenn auch nicht völlig recht, so doch einigen Grund hat, so möchte man dem Werk insbesondere in Predigerseminaren eine sorgsame Beachtung und Behandlung wünschen. In ihren Büchereien wie in denen der Gerichte und der Theater sollte es seinen selbstverständlichen Platz haben. Es ist nicht nur ideenreich, sondern die Ideen werden im Kampf vertreten, und dieser Kampf zeigt in den verschiedenen Zeiten einen recht verschiedenen Charakter. Wenn sich so verschiedene Ansichten bekämpfen wie heute noch auf dem Gebiete der Kunst und des Theaters, so ist der beste Weg zum Verständnis die geschichtliche Bildung der Streitenden. Über das Recht von Lessings „Nathan der Weise" oder Schillers „Kabale und Liebe" läßt sich eher ein Einverständnis erzielen als über ein Drama von heute. Aber eine Verständigung über damals wird einer solchen über heute vorarbeiten.

Bei dem Streit um Dehmel hat einst Avenarius im „Kunstwart" tiefe, von Houben abgedruckte Ausführungen gegeben. Er verlangt eine klare Anerkennung der Freiheit der Kunst. „Sie wird einmal besagen: was als ernster Ausdruck eines aufrichtigen Empfindens, als Kunst sich betätigt, ist eben deshalb ein zu wichtiger Beitrag zur Selbsterkenntnis des Menschengeschlechts, als daß es seines stofflichen Inhalts wegen verfolgt werden dürfte. Es abzulehnen oder zu beseitigen muß der Selbstregulierung des Kunstlebens vorbehalten werden, in dem ja auch das sittlich Hohe und Große sprechen kann ... Selbst unzweifelhaft Verderbliches gilt es da nicht durch Schluß der Ventile eine Weile lang unkenntlich zu halten, sondern zu überwinden.... Der Freiheit der Kunst gegenüber steht unser Staat im Mittelalter." Dazu glaube ich doch bemerken zu dürfen, daß die Überwindung des Verderblichen nicht allein der Selbstregulierung des Kunstlebens überlassen werden soll, sondern daß alle, die um die Kultur ihres Volkes ringen, auch dabei mitzuhelfen berufen sind. Auch die Kirche. Sie wird dies um so erfolgreicher tun, je tieferes Verständnis sie den künstlerischen Werten entgegenbringt. Man wird sagen müssen, daß sie auch heute dieser Aufgabe noch nicht ganz genügt.

Dessau Gerhard Heine

Religion und Aufklärung in Rußland

Aus der Frankfurter Zeitung

Am Moskauer Stadthaus, auf der Fassade, die der Kapelle der Iberischen Mutter Gottes zugewandt ist, steht die Inschrift: Religia opium dlja naroda — „Religion ist Opium für das Volk."

Aber in der Kapelle mit dem wundertätigen Heiligenbilde, dem berühmtesten Rußlands, brennen Tag und Nacht die Kerzen, beten Gläubige und auf den Treppen lungern die Bettler, die wissen, daß Beten und Almosen zusammengehören. Geht man über den Roten Platz nach der Basiliuskathedrale, wo die Paraden der Roten Armee stattfinden, dann sieht man Sonntags nach der Messe noch stärkere Beweise dafür, wie sehr der Heiligenkult noch in den Gemütern steckt. Da legen die Bedrückten ein Zettelchen mit ihrem Anliegen auf den Sarg des Heiligen, der Priester liest sie vor, und in einer Litanei flehen alle Anwesenden um Erfüllung der Bitte.

Gegenüber steht das Grabmal Lenins, von Soldaten bewacht. Es ist ein Wallfahrtsort für die Kommunisten geworden, aber am Sonntag sieht man auch einfache Bauernmädchen davor. Am Spasskij-Tor des Kremls werden die beiden Seitenkapellchen niedergelegt, aber auf der Spitze des Torturms leuchtet ein neuvergoldeter Adler mit Krone und Kreuz, mit Szepter und Reichsapfel. Es wäre leicht, noch mehr solcher Paradoxen aufzuzählen. Kirchen werden wunderschön neu angestrichen, andere abgerissen, wenn sich keine Gemeinde findet, die die Opfer für die Restauration aufbringt. Jeden Morgen werde ich durch ein eindringliches Glockengeläute von einer benachbarten Kirche geweckt, das in Sechsachteltakten von ausgelassener Heftigkeit beinahe wie Tanzbegleitung klingt.

Was bedeutet das alles? Nichts Anderes, als was sich in jedem anderen Lande vollzieht oder schon vollzogen hat: die Trennung des Volkes in große, geistige Schichtungen verschiedener religiöser Einstellung. Es gibt keine Nation, die von einer einzigen Denkungsart vollständig durchdrungen wäre. Es gibt alle Schattierungen von fanatischer Orthodoxie bis zur fanatischen Aufklärerei. Den Grundstock bilden die Massen jener, die mit ihren religiösen Anschauungen eine Toleranz für die Andersgesinnten verbinden. Wenn in Rußland in den letzten Jahren die Antireligiösen in die Kirchen einbrachen oder Demonstrationszüge veranstalteten, dann ist das unter veränderten Umständen nicht geschmackloser, als wenn in Frankreich gebildete Freimaurer früher am Karfreitag ein Demonstrations-Fleischessen veranstalteten.

Übrigens hat sich in den Ländern mit einer einzigen Konfession der Gegensatz zwischen Religion und Freidenkerei stets sehr scharf herausgearbeitet. Völker mit gemischter Bevölkerung sind an Übergänge gewöhnt. Rußland gehört in die erste Klasse. Neben der orthodoxen Kirche gab es zwar auch andere Konfessionen, Katholiken, Lutheraner, aber in einer verschwindenden Minderheit. Man weiß, mit welcher Härte die Orthodoxie herrschte. Sie war die Staatsreligion, die Verbündete des Zarismus, der ihr Herr und Diener zugleich war. Die Freiheit des Denkens existierte nicht. Es war unmöglich, die Kirche irgendwie anzugreifen. Tolstois Exkommunikation wirkte stärker als seine „Macht der Finsternis".

Die Jahrhunderte des kirchlichen Absolutismus sind nun in der Explosion der Revolution zusammengebrochen. In den Buchhandlungen sehe ich, daß man jetzt, was früher unmöglich war, die französischen Aufklärer des 18. Jahrhunderts in Übersetzungen herausgibt. Vielleicht findet man in jener Epoche Frankreichs die beste Vergleichsperiode für die religiösen Kämpfe des heutigen Rußland: das erste Eindringen antireligiöser Propaganda in die Massen der Gläubigen, die in noch einem fast primitiven Kult dahinleben. Holbach, Lamettrie, die Naturphilosophie, die tiefere Grundlagen suchte, gingen Hand in Hand mit Voltaires furchtbarer Persiflage auf die Kirche und die Pucelle von Orleans. Hier in Rußland tobt eine Agitation gegen Kirche und Religion, die jeder Geschmacklosigkeit fähig ist — jetzt ist das offiziell zurückgedrängt — gleichzeitig arbeiten Parteien und Gruppen an einer systematischen und ruhigeren Festigung der materialistischen Weltanschauung. Im alten Zarenreich war die Aufklärung nur zum Hausgebrauch für die „Intelligenz", die schmale Schicht der Gebildeten, die auch politisch freieren Anschauungen ergeben waren, sich aber wohl hüteten, daraus praktische Folgerungen zu ziehen und sich der geheimen revolutionären Bewegung anzuschließen. Religiosität und wenig Respekt vor dem Popen vertrugen sich gut. Perow, einer der angesehensten Künstler seiner Zeit, hat den betrunkenen Dorfpopen gemalt, und das Bild hängt in der Tretjakow-Galerie. Aber es ist ein Genrebild geblieben wie auch die Szenen von der Abfahrt oder der Rückkehr sibirischer Verbannter, die ebenfalls ausgestellt werden durften, weil die Regierung darin Mittel zur Warnung und Besserung für die Beschauer sah.

Im „Besboschnik" — der Gottlose — hatte die antireligiöse Bewegung sich vor drei Jahren eine starke Organisation geschaffen. Es war systematische Propaganda gegen Religion und Kirche, geführt von einer Vereinigung, die mit jungen Stoß-

trupps in Kirchen, Tempel und Synagogen eindrang, um den Gottesdienst zu stören und zu verulken. Zugleich wurde eine Unmasse satirischer und belehrender Literatur ins Volk geworfen, Zeitschriften und Broschüren, die für ein paar Kopeken verkauft wurden. Sehr vieles war ausschließlich für die Aufklärung auf dem Dorfe berechnet.

„Wer hilft dem Bauern, der Agronom oder Gott?", heißt einer dieser Dialoge. Auf dem Titelbild fährt ein Agronom auf der neuesten landwirtschaftlichen Maschine, neben ihm fleht ein Pope den Segen Gottes auf die Fluren herab. Ein anderer Einakter „Der heilige Teufel" richtet sich gegen den Hexen- und Teufelsglauben. Als Aufklärer treten da die Kinder gegen die Eltern auf. Daneben gibt es illustrierte Verulkungen der biblischen Geschichte. Lot und seine Töchter geben dabei drastisch aufgezogene Vorwürfe. Daneben gibt es Zeitschriften, eine Wochenschrift in Dreifarbendruck „Der Gottlose am Werktisch", sehr gut ausgestattet, dann das Vereinsblatt des „Verbandes der Gottlosen". Beide Organe sind mit leidenschaftlicher Anteilnahme geschrieben, greifen sehr geschickt alle Vorfälle auf, um ihre Propaganda wirksam zu machen. Der Verband hat seine provinziellen und Landeskongresse, er dehnt sich nach dem Prinzip der Zellenbildung aus.

Es ist sehr schwer, die tatsächliche Wirkung einer derartigen Propaganda abzuschätzen. Sie kann ernsthaft nur auf die heranwachsende Jugend zählen, deren geistige Formation aber weit mehr durch die religionslose Schule bestimmt wird. Sie stößt vor allem auf die harte Tatsache, daß der Staat selbst in der Verfassung nur die Trennung von Kirche und Staat durchgeführt hat, die Kirche aber bestehen läßt, soweit sie sich aus eigenen Mitteln zu erhalten weiß. Im ganzen sind sehr wenig Kirchen verschwunden. Man kann Einzelfälle, Einrichtung von Arbeiterklubs in Synagogen usw. nicht verallgemeinern. Die Kirche macht in Rußland eine ungeheure wirtschaftliche Krisis durch. Es gibt in Moskau bettelnde Popen, andere streichen ihre Kapelle selbst an, damit sie nicht unter das Gesetz der Baufälligkeit gerate. Die reicheren Kirchen haben außer ihren alten Einkünften ihre Schätze verloren, die freilich totes Kapital waren; aber sie halten sich. Auf dem Lande ist die Geistlichkeit noch stark genug, um sich zu behaupten, trotz der antireligiösen Agitation, die von allen Seiten her betrieben wird, von den Parteizellen, den Jugendverbänden, dem Besboschnik.

Hier tritt die Scheidung ein, von der eingangs die Rede war. Vater und Mutter gehen in die Messe, Söhne und Töchter in den Sowjet. Aber der Familienverband zerreißt darum noch nicht, und es ist nicht gesagt, daß die heute sichtbaren Wirkungen der Propaganda von ewigem Bestande sein werden. Der Kampf gegen die Kirche wird so leicht, weil sie in Rußland so wenig befähigt ist, sich zu verteidigen. Die Unbildung der niederen Geistlichkeit gibt den jungen Aufklärern eine große Überlegenheit. Unterm Zarentum war die Orthodoxie nur gewohnt zu herrschen, mühelos zu herrschen. Sie herrschte in der Schule wie in der Kirche, und die geistige Grundlage ihrer Herrschaft war der mittelalterliche Aberglaube der Bauern. Nun ist sie hilflos preisgegeben. Ihre oberste Führung, das Schwanken und Überlegen, die schwache Reformbewegung, die Rückfälle beweisen ja auch, daß die russische Kirche äußerst schwach ausgerüstet ist, den Kampf mit ihren Gegnern auszufechten.

Vor einigen Tagen las ich ganz zufällig in den Zeitungen eine Anzeige, eine jener gesetzlich vorgeschriebenen Anzeigen, in denen von rechtlichen Veränderungen in Geschäftsunternehmungen Mitteilung gemacht wird. Darin stand, daß der Verlag des „Besboschnik" von dem Staatsverlag losgelöst und selbständig gemacht wird. In dem Vorgang liegt eine vielleicht nur äußerliche Kundgebung, die aber ihre Bedeutung hat. Der Staat hat mit dieser Propaganda nichts mehr zu tun. Sie ist niemals direkt von ihm ausgegangen, sondern von der Kommunistischen Partei, die aber nicht selbst in der Kampflinie erschien, sondern den „Verband der Gottlosen" unterstützte. Die Partei selbst hat schon vor einem Jahr die krassen Geschmacklosigkeiten, wie Einbrüche in den Gottesdienst, und die Demonstrationszüge untersagt, mit der taktischen Begründung, daß man damit mehr Schaden als Nutzen stifte. Aber es ist kein Zweifel, daß hier die Rücksicht auf die Bauern schwer ins Gewicht fiel, außerdem die Rücksicht auf die mohammedanischen Gemeinschaften in Zentralasien.

Das „Gesicht zum Dorfe" ist jetzt die entscheidende Losung: alles für den Bauern, der freilich die gebotenen Vorteile einsteckt, ohne sich selbst erschüttern zu lassen. Der gleichen Rücksicht entsprang auch die neuere Ehegesetzgebung, die leicht mißverstanden werden kann. Die Revolution führte die Zivilehe — in der sehr einfachen Form einer amtlichen Registrierung des Eheschlusses — ein. Diese Registrierung war die Rechtsgrundlage der Ehe. Nunmehr kann auch ein Gericht entscheiden, ob das freie Zusammenleben von Mann und Frau als Ehe zu betrachten ist. Das ist scheinbar eine Billigung der freien Liebe. In Wirklichkeit hat es den Zweck, die kirchliche Trauung bis zu einem gewissen Grade wieder anzuerkennen. Die Bauern ließen sich ihrer Tradition entsprechend in der Kirche trauen, ohne aufs Standesamt zu gehen. Mindestens war ihnen das unangenehm. Nun brauchen sie das nicht mehr. Sie lassen sich kirchlich trauen, und im Falle von Streitigkeiten oder Erbgängen kann das Gericht diese nur kirchlich geschlossenen Ehen für rechtskräftig erklären.

Diese überfeine politische Taktik nimmt dem Sowjetstaate keineswegs seinen Charakter eines unreligiösen Staates. Er selbst ist formal neutral, aber seine Seele ist die Kommunistische Partei, die sich zum Materialismus bekennt. In einer Broschüre „Gedanken Lenins über die Religion" erklärt einer der Führer der Partei, Jaroslawski, in sachlicher Weise die Haltung der Partei. Vor Jahrzehnten, als die sozialrevolutionäre Bewegung der ganzen Welt den Satz aufstellte: „Religion ist Privatsache", war Lenin schon dagegen. Im Jahre 1905 schrieb er in einem Artikel über „Sozialismus und Religion" die Worte: „Religion ist eine der Formen geistiger Unterdrückung." Er sprach später von der religiösen Verdummung der Arbeiter. Im Jahre 1909, als die Duma sich mit diesen Fragen befaßte, riet Lenin seinen Anhängern allerdings nur zur Forderung der Trennung von Kirche und Staat. Das war ein praktischer Opportunismus, der ihn später nicht hinderte zu sagen: wir haben mit der Religion zu kämpfen. In Westeuropa war die Aufklärung Sache der Bourgeoisie, in Rußland muß sie Sache des Proletariats sein. Er trat gegen die Tolstoischen Gottsucher auf und erklärte, daß es eine kommunistische Moral und Sittlichkeit gebe.

Diese Grundanschauungen finden in der Organisation der kommunistischen Partei ihren unzweideutigen Ausdruck. In den Leitsätzen ihrer Programme wird die religiöse Propaganda als eine Verbindung mit dem Sozialismus bezeichnet. Daraus ergibt sich die Folgerung, daß kein Priester Mitglied der Partei werden kann. Jeder aus bürgerlichen Kreisen kommende „Intellektuelle" muß erklären, daß er sich jene Leitsätze vollkommen zu eigen mache und sich aktiv an der gegen die Religion gerichteten Aufklärung beteiligen werde.

Der Kampf zwischen Religion und Aufklärung ist in Rußland heute so wenig erledigt wie in anderen Ländern, wo er schon seit Jahrhunderten vor sich geht. Die herrschende Partei ist antireligiös, sie sucht durch stete und intensive Propaganda ihre Ideen weiter ins Volk zu tragen. Aber sie findet sich auch zu einem Opportunismus bereit, der den Gegner schont, wo er ihn nicht vernichten kann. Die Zerstörung der kirchlichen Organisation ist trotz deren offenliegender inneren Schwäche nicht soweit vorgeschritten, daß das Ende bevorstünde. Die wirtschaftliche Not der Kirche löst das religiöse Problem an sich nicht, nicht mehr als die planmäßige Aufklärerei, die noch eine ungeheure Arbeit vor sich sieht, wenn sie es so weit bringen will, daß das religiöse Leben in Rußland in der Wurzel absterbe.

Moskau, Juli Fritz Schotthöfer

Von der christlichen Mission in Japan

Frau Eiko Mochiji, eine vornehme Japanerin, über das Christentum und die deutsche Mission in Japan

Frau Eiko Mochiji entstammt einer angesehenen Adelsfamilie (Samurai) in der großen Stadt Fukuschima in Nordjapan. Vor vierzig Jahren, als Frau Mochiji jung war, hatten nur fünf Mädchen in dieser großen Stadt Schulunterricht. Als junges Mädchen kam Frau Mochiji nach Tokio in eine höhere Schule. und dort in Verbindung mit unserer Mission. Damals schon ward ihr späterer Gatte um sie, aber sie lehnte ihn ab, weil er kein Christ war. So heiratete der junge Mann eine andere Japanerin. Frau Mochiji aber wurde Lehrerin an unserer Armenschule. Sie lebte dreizehn Jahre bei unseren Missionaren im Hause. Inzwischen hatte der junge Japaner seine Gattin durch den Tod verloren. Nun warb er zum zweitenmal um die Hand unserer Lehrerin. Er hatte sich inzwischen ernst mit dem Christentum beschäftigt und konnte die Versicherung abgeben, daß er das Christentum achte und daß er verstehe, daß das junge Mädchen fest an ihm hänge. Als sie vor Jahren ihn abgelehnt hatte, weil er kein Christ sei, hatte ihn das sehr empört. Noch war er kein Christ, aber es war zwischen ihnen beiden eine Verständigung möglich. So gab sie ihm ihr Jawort. Die Ehe ward in unserer Kirche in Tokio christlich gesegnet. Herr Mochiji war ein Landsmann seiner zweiten Frau, auch er stammte aus Fukuschima.

Der junge Japaner stieg sehr schnell zu hohen Ehren auf. Er hatte angesehene Stellungen in der Kolonialverwaltung von Formosa und von Korea inne. Seine Töchter aus erster Ehe wurden von D. Haas, unserm Missionar, der auch die Trauung vollzogen hatte, bald auf den Wunsch der beiden Eltern getauft. Auch Herr Mochiji fand durch seine Gattin den Weg zum Christentum. In den letzten Jahren hatte Herr Mochiji eine hohe Stellung am Kaiserlichen Hof in Tokio. Vor zwei Jahren ist er gestorben.

Frau Mochiji hat ihr ganzes reiches Leben lang mit gleicher Treue an ihrem Glauben gehangen und ist stets eine offene Bekennerin desselben gewesen. Jetzt ist sie ganz aus eigenem Antriebe nach Deutschland gekommen, um am Ende ihres Lebens wenigstens einmal das Land zu sehen, aus dem sie ihrer festen Überzeugung nach das Beste ihres Lebens empfangen hat.

Frau Mochiji hat auf einem Teeabend des Berliner Hauptvereins des Allgemeinen Evangelisch-Protestantischen Missionsvereins am 25. Mai 1925 Folgendes ausgeführt:

Ich bin der Meinung, daß die Missionare, die Sie nach Japan gesandt haben, die richtigen Männer waren. Sie hatten das Verständnis für unser Land und Volk in seinen besonderen Lebensbedingungen. Sie hatten Achtung vor den Japanern und wurden von den Japanern mit Hochachtung behandelt. Die amerikanischen, englischen und französischen Missionare bringen das Christentum zu uns als Höherstehende zu Tieferstehenden, darum wollen Viele von dem Christentum nichts wissen, vor allem in den höheren und gebildeten Klassen. Diese Abneigung kam zu der erst erwähnten hinzu. Nur die deutschen Missionare machten hierin eine Ausnahme. Sie kamen nicht als Höherstehende zu Tieferstehenden, sondern als Freunde zu Freunden. Sie kamen zu uns mit großer Sympathie und mit hohen Idealen, sie lehrten uns immer in freundlichster Weise das wahre Christentum. 13 Jahre lang habe ich so das Lebenswasser getrunken aus dem tiefen, unerschöpflichen Brunnen, wie die Samariterin von Jesus das Lebenswasser erhielt. Alle Ihre Missionare, die so zu uns kamen, haben das wahre Ideal des Christentums in Japan verbreitet, vor allem unter den Studenten; nicht überstürzt und für die großen Massen, sondern allmählich, aber beständig. Sie brachten uns nicht ein amerikanisches oder deutsches, also kein enges Christentum, sondern die wahre Botschaft von Jesus, wie auch wir sie brauchen und lieben.

Sehr viele Japaner haben so die Botschaft des Christentums durch Ihre Mission gehört. Viele von diesen sind heute in hohen Stellungen. Ich kann Ihnen viele Photographien von solchen Japanern zeigen. Alle diese Japaner, die Ihrer Mission zu großem Dank verpflichtet sind, fühlen diesen Dank tief in ihrem Herzen. Und obwohl ich nicht von ihnen beauftragt bin, so darf ich doch in unser aller Namen Ihnen diesen Dank aussprechen. Mein eigenes Herz fließt über von dieser Dankbarkeit. Viele Tausende von Freunden in Europa, vor allem in Deutschland und der Schweiz haben aus selbstloser Liebe uns diese Missionare gesandt. Allen diesen gilt mein heißer Dank.

Jetzt möchte ich noch einige Worte zu Ihnen sprechen als japanische Frau. Auch als japanische Frau habe ich Ihnen viel zu danken, denn wir haben viel von Deutschlands hoher Kultur gelernt für den Ausbau unseres neuen Lebens.

Das Christentum hat dem japanischen Volke viel zu geben. Der Buddhismus lehnt die Welt als ganz böse ab. Auch ist das Ich des Menschen nach seiner Lehre nichts. Darum ist er zu negativ, und das Christentum könnte hierin viel Wertvolleres geben. Aber es fehlt noch an einer innigen Verbindung zwischen dem japanischen Geiste und dem Christentum. Die japanischen Christen sind sehr ernst und eifrig bemüht, eine solche Verbindung herzustellen. Menschenliebe und Opfersinn, das sind zwei sehr wertvolle Punkte, wohl geeignet, eine Verbindung zu ermöglichen. In Japan sucht man nach hohen sittlichen Vorbildern für die Erziehung der Kinder. Die Mütter Japans halten danach Umschau in der ganzen Welt. Konfuzius betont hauptsächlich die Unterschiede zwischen den Menschen in Über- und Unterordnung, das Christentum dagegen ihre innere Verbundenheit. Diese auseinanderstrebenden Elemente der alten und der neuen Zeit miteinander auszugleichen und zu verbinden, das ist für die Erzieher eine schwere Aufgabe.

Das Christentum ist ein junger Schößling im japanischen Volk. Es ist auch für die Japaner immer noch sehr schwer Christ zu werden. Fast niemals bleiben den neuen Christen ernste Schwierigkeiten mit ihren Familien erspart, ebenso mit Freunden und mit der Öffentlichkeit. Ganz allmählich kommt der Geist des Christentums in weitere Volkskreise hinein, vor allem durch die Schulen der Mission. So haben die Amerikaner schon vor der Regierung Mädchenschulen gegründet, und viele junge Japanerinnen erhalten dort ihre Erziehung. Nachdem diese Arbeit drei Generationen beeinflußt hat, kennen nun bereits mehr Menschen das Christentum, und heute werden viele Christen aus eigenen Wünschen. Und weil sie es so schwer haben, Christen zu werden, darum sind sie so ernste und aufrichtige Christen. Denn sie haben alle das durchmachen müssen, was Jesus Matthäus 10, 37 sagt.

Ich gehöre jetzt zu Pfarrer Utschimuras Freundeskreis. Er hatte eine Kirche, die etwa 700—800 Menschen fassen konnte. Aber das Erdbeben hat sie zerstört. Jetzt hat eine japanische Dame ihm einen kleinen Saal erbaut, der 150—200 Menschen faßt. Er predigt jeden Sonntag zweimal; jedesmal ist der Saal überfüllt, so sehr, daß es kaum möglich ist, in ihm zu sprechen. Er sagt, daß er dem deutschen Christentum viel verdankt. Gott, Freiheit und Ewigkeit, diese drei Hauptpunkte als Mittelpunkte der Religion danke er dem deutschen Christentum. Am meisten liebe er Dr. Luther. Er liebt nicht so sehr die lutherischen Kirchen, wie sie in Japan aus Amerika vertreten sind, aber Dr. Luther liebt er sehr. Luthers Glaube ist sein Glaube, Luther ist der beste Teil seiner selbst. Neben Jesus und den Aposteln verehrt er niemand so hoch, wie Luther. Er sagt: „Wenn es keinen Luther gäbe, möchte ich nicht leben. Wesley, Moody und andere fromme Männer schätze ich hoch, aber Luther steht weit über ihnen! Er hat uns die absolut überlegene Art des Glaubens gezeigt." So ist Utschimura den Deutschen in großer Herzlichkeit zugetan. Er gibt eine eigene Zeitschrift „Bibelstudium" heraus.

Ich komme zum Ende. Ost und West sind voneinander sehr verschieden, in Rasse, in Sprache, in Religion, in Erziehung und in den Lebensgewohnheiten. Ich bitte Sie, unser Land zu prüfen, wie die früheren Missionare es taten. Es ist so notwendig und wäre mein großer Wunsch, daß Ost und West näher zusammenkommen möchten.

Mein Wunsch für mein Land ist: „Dein Wille geschehe, wie im Himmel, also auch auf Erden."

Berlin Johannes Witte

Diese Worte der Frau Mochiji zeigen, wie segensreich der Missionsverein in Japan arbeitet. Er ist dort die einzige deutsche Mission. Wir bitten um Hilfe für unser Werk. Sie tut not. Gaben werden erbeten an den Allgemeinen Evangelisch-Protestantischen Missionsverein, Berlin W 57, Pallasstraße 8/9. Postscheckkonto Nr. 6457.

Jahrbuch der Gesellschaft für die Geschichte des Protestantismus im ehemaligen Österreich

Jahrgang 40—41, 42—44

Diese hervorragende gelehrte Zeitschrift steht seit mehr als drei Jahrzehnten (1890) unter der Leitung des bekannten Kirchenhistorikers Universitätsprofessors D. Georg Loesche. Allein er hat sich mit der redaktionellen Arbeit nicht begnügt. Er hat sich von allem Anfang angelegen sein lassen, durch eigene Aufsätze, die die verschiedensten Gebiete der protestantischen Kirchengeschichte berühren, zum Inhalt des Jahrbuchs beizutragen. Daneben lieferte er alljährlich, oft gemeinsam mit anderen Forschern, die reichhaltige und sehr übersichtliche „Bibliographie" über die den Protestantismus betreffenden geschichtlichen und auch theologischen Neuerscheinungen. Manche Jahrgänge wurden von ihm ganz allein bestritten und bildeten dann selbständige in sich abgeschlossene Werke. Das geschah das erste Mal im Jahrgang 1911 mit der Arbeit: „Von der Duldung zur Gleichberechtigung 1781—1861", 812 S.; von neuem im Jahrgang 1915: „Inneres Leben der österreichischen Toleranzkirche 1781—1861", 531 S. Und nun beginnen auch die letzten oben genannten aus mehreren Jahrgängen zusammengezogenen Bände wiederum zwei neue Schriften Loesches: 1. „Geschichte des Protestantismus in Österreich", 333 S., 2. „Die böhmischen Exulanten in Sachsen", 585 S.

Professor Loesche hat uns schon im Jahre 1902 eine „Geschichte des Protestantismus in Österreich. In Umrissen" (Tübingen, J. C. B. Mohr. 251 S.) beschert, die aber seit langem vergriffen war, so daß eine Neubearbeitung sich als notwendig herausstellte, die endlich nach fast zwanzigjähriger Arbeit nun erscheinen konnte. Der Grundgedanke und die ganze Einteilung des Werkes ist die gleiche geblieben. Loesche scheidet zwei große Zeitabschnitte: 1. Reformation und Gegenreformation, 2. Vom Toleranzpatent bis zur

Gegenwart, von der Duldung bis zur Gleichberechtigung. Im ersten Teil (S. 1—200) werden nach einer kurzen „Einführung, Verhalten der Herrscher im allgemeinen" die zehn Kronländer: Niederösterreich, Oberösterreich, Innerösterreich, Salzburg, Tirol mit Vorarlberg, Böhmen, Mähren, Schlesien, Galizien, Bukowina, der Reihe nach einzeln behandelt. Der zweite Teil (S. 201—294) gibt eine Gesamtdarstellung der Entwicklung im ganzen Staat ohne weitere Unterabteilungen. Zahlreiche Anmerkungen (S. 295 bis 315), eine Zusammenstellung der Quellen (S. 316—323), ein Orts- und Personenverzeichnis (S. 324—333) beschließen den stattlichen Band *).

Loesche hat eine ungemein lebendige, ausdrucks- und bilderreiche schöne Sprache, die seine Schriften zu einer ebenso leichten wie angenehmen Lektüre macht. Die Überzeugungstreue, mit der er seinen Standpunkt vertritt, fesselt. Er arbeitet stets mit den Quellen und unter umfassender Berücksichtigung der besten Literatur. Gleich der Anfang, sein „Römersaal", wie er den kurzen Überblick der habsburgischen Fürsten von Kaiser Maximilian I. bis Josef II. (im ersten Teil) bezeichnet, zeigt ebenso anschaulich als kräftig gemalte Bilder. Er läßt hier nicht nur die offiziellen Quellen sprechen, sondern auch die intimen, um die menschlichen Eigenschaften der Herrscher klarzulegen, die für ihre Stellungnahme zur neuen Religion sehr wesentlich in Betracht kommen. Hat doch schließlich Jeder persönlich seinen eigenen Standpunkt eingenommen, der auf die staatliche oder Landespolitik zur Religionsfrage eingewirkt hat. Standen doch oft Bruder und Schwester, Vater und Sohn in ihren religiösen Auffassungen und Überzeugungen einander schroff gegenüber. Im Ganzen wird man nach Loesche zuerst eine deutlich aufsteigende Linie zu immer entschiedenerer Ablehnung der neuen Lehre von Maximilian I. bis Ferdinand II. und dann wieder eine abfallende bis zu Josef II. wahrzunehmen in der Lage sein.

Aus diesem Einleitungsstück, knappst gefaßt, spricht eigentlich mehr der sehr belesene Autor, der aus der überreichen biographischen Literatur bezeichnende Züge der einzelnen Fürsten zusammenträgt. Befangenheit ist ihm ebenso fremd wie Gehässigkeit. Auch bei einem Ferdinand II., der als „diokletianischer" Schicksalsmensch und „Ketzergeißel" eingeführt wird, betont er, daß „die teuflischen Frevel des Religionshasses, die unter ihm, wenn auch nicht gerade stets auf seinen besonderen Befehl, begangen wurden", doch zurückbleiben hinter ähnlichen Taten anderer Fürsten und Zeiten. Er spricht gerade in diesem Zusammenhang von den „Verbrechen" des protestantischen England gegen die Katholiken Irlands, von der grausamen Verbannung aller Katholiken aus Schweden unter Androhung der Todesstrafe im Falle der Rückkehr. Diese Objektivität tritt auch deutlich bei der Kennzeichnung Maria Theresias hervor, wenn er einerseits ihre vielen vorzüglichen Eigenschaften hervorleuchten läßt, anderseits betont, wie das „evangelische Bekenntnis damals durch die langdauernde Hirtenlosigkeit" und „erzwungene Heuchelei freilich oft arg getrübt und verkümmert war". Loesches selbständige Forscherarbeit tritt dann deutlich in den Abschnitten hervor, in denen er die Entwicklung des Protestantismus Land für Land zur Darstellung bringt. Man muß wohl für diese mühsame und durchaus gelungene, auch im Umfang sehr entsprechende Übersicht sehr dankbar sein, die für jeden Geschichtsforscher, ob er nun reine Geschichte oder Rechts-, Kultur-, Sitten-, Religionsgeschichte betreibt, die beste Handhabe bietet, um diese Materie zu übersehen und selbständig weiter zu arbeiten.

Von großem Wert ist, soviel auch über diesen Gegenstand schon geschrieben wurde, das zweite Buch, das sich als ein Beitrag zur Geschichte des Dreißigjährigen Krieges und der Gegenreformation darstellt. Es handelt sich an dieser Stelle vor allem darum, eine Vorstellung von dem Inhalt und der Anlage der Schrift zu geben. Nach einem kurzen Vorwort und dem Verzeichnis der benutzten Archive und der Literatur (S. I—IX) wird uns der historische Verlauf in zwei Abschnitten vorgeführt; zuerst der Zusammenbruch des Protestantismus in Böhmen, sodann die böhmischen Protestanten im Exil. Die Unterabteilungen dieses zweiten Abschnittes sind nicht unwichtig: 1. Die sächsischen Schutzherren und ihre Politik. 2. Aus- und Einwanderungen (Zeitlich, Auszugsorte, Zahlen, Ziele). 3. Aufnahme und Behandlung (Allgemeines, Ausschreitungen der Exulanten, Beraubung der Exulanten durch den Kurfürsten, Mißglückter Versuch einer Kriegsanleihe bei den Exulanten, Wirtschaftliche Belange, Kollekten, Untertaneneid und Bürgerrecht). 4. Das Kirchenwesen. 5. Vorteile für Sachsen durch die Exulanten (leiblich, geistig, geistlich). Beide Abschnitte umfassen S. 1—215. Die Anmerkungen, die dann folgen, S. 216 bis 290 bringen zumeist Literaturangaben oder sachliche Einzelheiten, haben also nicht den in obiger Anmerkung angeführten Nachteil, obwohl sich ihre Zahl auch auf 1318 beläuft. Eine ganz außerordentliche Bereicherung bieten die archivalischen Beigaben S. 291—543. Mit einem Orts- und Personenverzeichnis und einem solchen der Exulanten (von Oberlehrer Alwin Bergmann) S. 543 bis 558 schließt der Band.

Abgesehen von dieser Reichhaltigkeit an Beiwerk neben der eigentlichen Darstellung sehe ich den Hauptwert in dem oben genauer verzeichneten zweiten Teil: „Im Exil". Diese Verhältnisse politischer, kirchlicher, wirtschaftlicher, persönlicher Art wird man wohl nirgends so übersichtlich, so vielseitig, so fesselnd geschildert finden. Man lese die unbefangene Auseinandersetzung mit der „tief beschämenden Kabinettsjustiz seitens der Vormacht des Protestantismus und des Schutzherrn der vertrauensvoll Geflüchteten" oder die vielleicht nicht ganz gerechtfertigten Vorwürfe gegen die Exulanten wegen ihrer unzureichenden „Opferwilligkeit" gegenüber diesem „Schutzherrn" mit den sich daran anschließenden Kleinmalereien einiger „hervorstechender Haushaltungen von Exulanten in Sachsen", die uns nichts als Elend, Armut, Unglück zeigen, so muß man wahrlich für so wertvolle mit Quellen und Literatur bezeugte Zusammenstellungen dankbar sein. Die Geschichte Böhmens und Sachsens erhält für diese besondere Frage durch Loesches Arbeit eine ganz außerordentliche Förderung und Aufklärung. Wir wünschen beiden Büchern große Verbreitung nicht nur in Fachkreisen, sondern im Volke, das die Geschichte seiner Heimat kennen zu lernen wünscht.

Brünn Bertold Bretholz

*) Ich möchte nicht unterlassen auf eine Schwerfälligkeit in der äußeren Form hinzuweisen, die bei einer Neuauflage leicht behoben werden kann; denn sie behindert beim Lesen sehr. Ganz kurze Daten, Jahreszahlen und Ähnliches werden in die Noten verwiesen, obwohl sie ohne Weiteres in den Text eingefügt werden könnten. Anstatt zu schreiben „Wiclif" (gest. 1384)" lesen wir: S. 1 „Wiclif [3]" und S. 295 „[3]) Gest. 1384". Der Leser, der nicht ahnt, was für eine Anmerkung zum Namen Wiclif gemacht wird, schlägt nach und findet sich durch die bloße Jahreszahl enttäuscht. Das wiederholt sich hunderte Male, die Noten schwellen dadurch bis zur Riesenzahl von 1907 an, man weiß nie recht, soll man nachschlagen oder nicht, übersieht dadurch öfters wichtigere sachliche Anmerkungen, hat auch in dem engen Kleindruck der Noten seine liebe Not, die richtige rasch herauszufinden.

Paul de Lagarde

Schriften für das deutsche Volk. Von Paul de Lagarde. 1. Band: Deutsche Schriften. 2. Band: Ausgewählte Schriften. München, J. F. Lehmann, 1924. Geb. je 6.50 M.

„Ich habe schlechterdings keinen Sinn für theoretische Wahrheit. Ich will mein Volk binden und befreien; jeder Gedanke, den ich denke, zielt darauf ab, dies in der richtigen Weise zu tun." Damit hat Lagarde selbst seine ganze Art zu schreiben charakterisiert. Wir dürfen sagen: sie ist nicht die des Gelehrten, sondern die des Propheten, und Lagarde hat ein Recht zum Prophetenton. Selbst da, wo er nichts als Gelehrter sein zu können scheint — Orientalist, Septuagintaforscher, Handschriftenvergleicher —, blitzt immer wieder die scharfe Klinge auf, mit der er alte, ihm verhängnisvoll erscheinende Bindungen des deutschen Geistes zu durchhauen sucht, um die Bahn frei zu machen für eine neue Bindung an das Ewige, wie es ihm als deutsches Heil erschienen ist. Darum ist es sehr dankenswert, daß der bekannte Münchener Verlag es unternommen hat, Lagarde für das deutsche Volk neu und vollständiger herauszugeben und den in einem Band vereinigten „Deutschen Schriften", die Lagarde selbst noch herausgegeben hat, einen zweiten anzufügen, der aus allen Schriften Lagardes das enthält, was zu einem vollständigen*) Charakterbild des großen Mannes noch gehört und bisher weiteren Kreisen noch kaum zugänglich war.

Die „Deutschen Schriften", mit dem Bild des schon Ergrauten geschmückt, sind von Karl August Fischer in München herausgegeben und mit einem ausführlichen Register versehen, die „Ausgewählten Schriften" von Paul Fischer in Stuttgart zusammengestellt, eingeleitet und mit einem rasch orientierenden Überblick über Lagardes Lebensgang, sowie mit einem wertvollen Register versehen. Wir lesen nun in den „Erinnerungen an Friedrich Rückert", wie nahe sich diese beiden Männer gekommen sind, nachdem sie einmal das Persische zusammengeführt hatte, und erhalten ein reizvolles Bild des Berliner Kleinstadtlebens um 1845. Wir bekommen in dem großen Aufsatz aus Lagardes letzten Lebensjahren „Über einige Berliner Theologen und was von ihnen zu lernen ist", scharf gezeichnete — Manche werden sagen: verzeichnete — Bilder der Männer, die in den ersten Zeiten der Berliner Universität an ihr als Theologen und Philosophen wirkten: Schleiermacher, der „trotz seiner Leutseligkeit unnahbare", dem Lagarde freilich nur als Kind einige Male — „fast mit Grauen" — auf den Knien saß, und den er auch später als Theologen zwar geehrt, aber nicht geliebt hat; Hegel, den er auch nur noch in seinen Nachwirkungen kennen gelernt hat, die nach seiner Überzeugung wohl sehr in die Breite, aber gar nicht in die Tiefe gingen, so daß über den „großen Stuttgarter" immer wieder Schalen Lagardeschen Zorns und Spotts ausgegossen werden; Hengstenberg, den Lagarde gewissenhaft gehört hat, aber als bloßen Verstandesmenschen einschätzt, dem jeder „Horizont" fehlte; Twesten, dessen „feine, maßvolle, milde, reich ausgebildete Natur" ihn anzog, und mit dem er sich auch in der Abneigung gegen Luthers Person einig fühlte — in diesem Zusammenhang (2, 54) fallen die Worte gegen Luther, die man Lagarde wohl am meisten übel genommen hat; endlich Neander, den Lagarde ingrimmig der Lächerlichkeit preisgibt. Daß Lagarde selber nicht Orientalist, sondern Theologe sein wollte und war, freilich ein Theologe, der zwischen allen Theologien hindurch einsam seinen Pfad ging, kommt in seinen Sätzen über die Theologie als die Königin der Wissenschaften

*) Lagardes Briefe fehlen allerdings noch und sind nach seinem letzten Willen erst von 1925 an zugänglich.

(2, 80) zu ergreifendem Ausdruck. Auch die harten Zusammenstöße, die er später in Göttingen mit Ritschl hatte, ihr tiefgreifender persönlicher und theologischer Gegensatz klingt hier an und ist in zwei besonderen Stücken, „Otto Ritschls offener Brief“ und „Zum letzten Male Albrecht Ritschl“, ausführlich dargelegt, wobei man sich freilich des Eindrucks nicht erwehren kann, daß Lagardes Temperament und seine Freude am eigenen geistsprühenden Stil ihn über die Grenze berechtigter polemischer Schärfe hinausgerissen haben, mag man ihm auch zugestehen, daß er nicht für seine persönliche Ehre, sondern für sein Werk glühte und darum doch in Beziehung auf sich selber schreiben durfte: „Sein Weg war Arbeit, Mut und Verleugnung seines Ichs, letzteres auch da, ja da am meisten, wo er sein Ich am deutlichsten in den Vordergrund stellte“ (2, 280). — Was Lagarde über „Juden und Indogermanen“ schreibt, muß bei ernsthafter Erwägung der Judenfrage auch heute gründlich durchdacht werden. Denn ein Kenner des Judentums war er, aber auch ein Kenner des Menschen. Und es ist fraglich, ob alle unsere Völkischen, die Lagarde gewiß gern zu den Ihrigen rechnen möchten, Verständnis haben für den Satz, in dem aber der ganze Lagarde liegt: „Der nicht wiedergeborene Deutsche wie der nicht wiedergeborene Jude sind nur verschiedene Spezies desselben Genus, des natürlichen Menschen“ (2, 194). — Auch Lagardes bekannte Gedanken über Bildung und Jugenderziehung finden in dem neuen Band eine wichtige Ergänzung durch den Abdruck seiner Kritik des Buches von Paul Güßfeldt „Die Erziehung der deutschen Jugend“, in der Lagarde der verfehlten Idee einer harmonischen Bildung oder allgemeinen Bildung eine von der Heimatkunde ausgehende Bildung gegenüberstellt. „In meinem Sinn gebildet ist, wer in seinem Vaterland und über die für dies Vaterland bedeutsamen Tatsachen der Natur und der Geschichte, soweit sie ihn seinem Stand und Beruf nach etwas angehen, Bescheid weiß“ (2, 99). — In einem Ergänzungsband der „Deutschen Schriften“ durfte endlich auch die viel angefochtene, bei Manchen berüchtigte Schrift „Die revidierte Lutherbibel“ nicht fehlen. Man wird es D. Paul Fischer Dank wissen, daß er, gewiß unter Überwindung mancher Bedenken, auch sie aufgenommen hat.

Der Mann, der nach seiner eigenen Versicherung keinen Sinn für theoretische Wahrheit hatte (2, 133), fällt in dieser letztgenannten Schrift ein scharfes Urteil über eine Bibelübersetzung, die die Schriften Alten und Neuen Testaments nicht in vollständiger geschichtlicher und sprachlicher Treue als religiöse Dokumente vergangener Zeiten hervortreten läßt, sondern zum Zweck der Erbauung ihnen ein fremdes Gewand übergeworfen habe, und ein noch schärferes Urteil über die Theologen, die die Unbrauchbarkeit der Lutherschen Übersetzung von 1534 für 1883 nicht erkennend glaubten, sie durch eine „Revision“ weiter am Leben erhalten zu müssen. Man mag nun hierüber denken, wie man will, man mag Luthers Sprachschöpferkraft in Lagardes Aufsatz aufs ärgste verkannt sehen, — man sollte doch nicht leugnen, daß er hier und so oft er auf Bibel, Kirche, Pfarrer und Gemeinde zu reden kommt, an Probleme rührt, die für die evangelische Kirche heute nicht weniger ernst und nicht besser gelöst sind als vor fünfzig Jahren. Organisations- und Verfassungsfragen und Probleme der praktischen Gemeindearbeit haben sich begreiflicherweise in den letzten Jahren in den Vordergrund geschoben. Aber ob nicht die Vernachlässigung der Wahrheitsfrage, der Bibelfrage, ob nicht die als unvermeidlich fortgeschleppte Spannung zwischen theologischer Wissenschaft und Gemeindeglaube der evangelischen Kirche mehr geschadet hat als eine angebliche oder wirkliche Vernachlässigung der sozialen Frage? Die Wahrheit geht doch die Kirche genau so nahe an wie die Liebe. Man fordert heutzutage von gewisser Seite Ausbildung der Pfarrer nicht mehr auf den staatlichen Universitäten, sondern auf kirchlichen Akademien, und glaubt dadurch jene Spannung zu lösen, den Glauben und die Kirche vor der Wissenschaft zu retten. Lagarde will umgekehrt den Glauben durch die Wissenschaft vor den jetzigen Kirchen retten, indem er für die Universitäten anstatt der jetzigen, halb wissenschaftlich, halb kirchlich gerichteten theologischen Fakultäten religionsgeschichtliche Fakultäten fordert, die ohne jede kirchliche Bindung arbeiten und darum allein wirklich der Religion und der Frömmigkeit dienen können; denn „Religion ist Sinn für Realität“. Und nur, wo die Wirklichkeit ohne jede Bindung durch praktische Abzweckung erforscht werden darf, kommt Gott zur Geltung und die ewigen Gesetze seines Reiches auf Erden. Lagarde hat also doch sehr viel Sinn für theoretische Wahrheit, für geschichtliche Wahrheit. Er sieht in ihrer Erforschung einen Gottesdienst und fühlt in der Geschichte überhaupt und besonders in der Geschichte der Religionen den lebendigen Gott walten. Anstatt Bildung und Religion, Wissenschaft und Kirche auseinanderzureißen, sieht er sie aufs innigste miteinander verbunden und aufeinander angewiesen, verzweifelt aber daran, daß die jetzt bestehenden Kirchen jemals diesen Weg gehen werden, und wird nicht müde, dem Protestantismus wie dem Katholizismus, die schon, weil sie das deutsche Volk zerrissen haben, nicht echt sein können, den Untergang anzusagen und einer entschlossen wissenschaftlichen und eben darum frommen Theologie die Aufgabe zuzuweisen, Pfadfinderin der deutschen Religion zu sein. „Schleiermacher hat einst Reden über die Religion an die Gebildeten unter ihren Verächtern gehalten: jetzt gölte es, Reden für die Religion gegen die Ungebildeten unter ihren Freunden zu halten, da diese Freunde der Religion mehr schaden als ihre Verächter“ (1, 18).

Das alles klingt höchst unzeitgemäß in einer Zeit, da angeblich die religionsgeschichtliche Theologie abgewirtschaftet hat und vielfach die Theologen selbst sich beklagen, daß sie zu viel kritische Wissenschaft, zu wenig Ausbildung fürs praktische Amt mitbekommen, und da die neueste Richtung der protestantischen Theologie die ganze Bibel schlechthin wieder als „Gottes Wort“ nimmt und sogar von den akademischen Theologen fordert, daß sie Propheten oder Evangelisten seien. Lagarde wollte das allerdings auch sein und war es, aber nicht als Verächter der Wissenschaft, sondern als Priester der Wissenschaft. Die theoretische Wahrheit, die er als Gelehrter suchte und fand, wurde ihm zur praktischen Wahrheit, indem sie ihn erkennen ließ, daß Geschichte nichts anderes ist als „die Zwiesprache, welche der Mensch über Tod und Ewigkeit hinüber mit Gott und welche Gott über Sünde und Irrtum hinüber mit ihm hält“ (2, 143). Man wird vielleicht von Lagarde wieder einmal lernen, daß die Theologie als Wissen um die Geschichte des Reiches Gottes unter allen Völkern und zu allen Zeiten auffassen nicht bedeutet, dem Relativismus und Skeptizismus huldigen, sondern nur tiefer dort hineinführt, wo Lagarde die Lebensgesetze des Reiches Gottes „inventarisiert“ und verkörpert sieht, ins Evangelium und zu Jesus. Am wenigsten ist solche Theologie „liberal“ in dem Sinn, wie Lagarde (einseitig und ungerecht) den Liberalismus meist gefaßt und erbittert bekämpft hat, im Sinn von spießbürgerlicher Kulturschwärmerei und abergläubischer Fortschrittsbegeisterung. „Für den Frommen liegt der Schwerpunkt seines Daseins in dem Leben nach dem Tode. Er kann die Erde verachten und kann sie besiegen, denn er weiß, daß sie mit aller ihrer Lust und mit allem ihrem Schmerze vergehen wird. Der Fromme kann an sich arbeiten, ohne müde zu werden. Denn er weiß, was ihn erwartet und wofür er arbeitet. Für den Frommen ist jedes Begegnis seines Lebens ein Wort Gottes, das nur an ihn gerichtet ist, das von ihm allein verstanden werden muß und von ihm allein verstanden werden kann. Wo ist uns die Gewißheit des ewigen Lebens hingeschwunden? Wohin der herbe Zug der Weltentsagung in diesem Zeitalter des hastigen, freudelosen, narkotisierenden Genießens? Wo sind die Herzen für das Wort, daß es dem Menschen nichts hilft, die ganze Welt zu gewinnen, wenn er dabei Schaden an seiner Seele nimmt? ... Dem Frommen leuchtet fast kein Wort Jesu so ein, wie das an die Martha gerichtete, daß nur Eins not tut“ (1, 160. 161).

Man wird geneigt sein, Lagarde zu den (kleinen oder großen) Individualisten zu rechnen, deren Eigensinn oder Eigenart den Anschluß an eine Gemeinschaft und das Verständnis für die tatsächlichen Lebensbedingungen einer religiösen Vollsgemeinschaft, die eine Gesellschaft von Geistesaristokraten eben nicht sein kann, nicht findet. Vielleicht hätte man damit letzten Endes recht, dürfte aber nicht übersehen, daß er selber sich ganz anders gefühlt hat: „Mein ganzes Wesen ist politisch“ (2, 134). Er schreibe, versichert er einmal, nicht für zünftige Theologen, sondern für politisch denkende Menschen (2, 241). Und wirklich, er schreibt nicht, um einzelne Seelen aus dem Irrtum zur Wahrheit zu führen, sondern in der oft fast ersterbenden Hoffnung, dem deutschen Volk, das er schon vor fünfzig Jahren schwer krank sah, zur Genesung zu helfen durch die tiefen Quellen des Glaubens, die aber nicht in Büchern oder in einem Buch, sondern in lebendigen Menschen gefaßt sein müssen. Immer war sein Blick besonders auf die Jugend gerichtet; und was er als junger Oberlehrer im Jahre 1859 in einer Festrede den Schülern des Werderschen Gymnasiums zu Berlin gesagt hat, „mit zitternder Stimme, voll Scham, als Sterblicher von ewigen Dingen, als Sterbender vom Leben zu reden“, das sagt er der deutschen Jugend auch heute: „Ernste Dinge immer ernst nehmen, immer zu Ende denken, nie unwahr sein, die Wunden des Kampfes und den Tod nicht fürchten, wenn man nur um den Preis von Wunden und Tod der Wahrheit treu sein kann!“ (2, 139.)

Undingen Paul Stierle

Ein entfernter Vetter des Dr. Faustus

Zur Aufführung des „Turbo“ von Joh. Val. Andreae in der deutschen Bearbeitung von Geh. Konsistorialrat Pfarrer D. Dr. Hermann Dechent am 28. und 30. April 1925 im Volksbildungsheim zu Frankfurt a. M.

„Vor den Richter fordere ich Dich, Natur! Was ist's, das ich verbrochen habe, daß Du mich um so viel schlechter behandelst als ein Tier des Feldes?“

Uralt und ewig neu ist das Streben des menschlichen Geistes über die Schranken hinaus, welche Natur gesetzt, das geheimnisvolle Ding, Welt genannt, kennen zu lernen und zu beherrschen und dieses unstillbare Sehnen zu verbinden mit dem Streben nach innerer Harmonie, nach Glückseligkeit und vollkommener Weisheit. Um so leidenschaftlicher mußte der Notschrei am Ende eines zerstörten Lebens voller Enttäuschungen sich der gequälten Brust entringen, je näher der Mensch sich der Möglichkeit einer allumfassenden Wissensbeherrschung glaubte. Und wann hätte die Menschheit wohl mehr Anlaß gefunden, auf solch titanisches Lebensmeistern zu hoffen, der eigenen Kraft im Übermaß zu vertrauen, als an der Schwelle des Zeitalters, da die Enge mittelalterlich-kirchlicher Schranken gesprengt und etwas Neues, strahlend Großartiges auf den Schild erhoben wurde, das Individuum, dessen grenzenlose Verehrung, ja Vergötterung der Geistesgeschichte des 15. und 16. Jahrhunderts, zunächst in Italien, ein halbes Jahrhundert später auch in Deutschland, ihr eigentümliches Gepräge gibt.

Aber auch die Kritik meldet sich bald zum Wort. Satiren in epischer und dramatischer Form geißeln die Auswüchse, welche die übertriebene Betonung des Ichs und seines Lebensrechtes in den verschiedensten Formen mit sich bringt. Der lebensvollste und farbenprächtigste eine ist das Schauspiel des zu seiner Zeit berühmten schwäbischen Theologen und Dichters Johann Valentin Andreae „Turbo oder der irrende Ritter vom Geist“. Dieses lateinisch geschriebene Werk, das in der Literaturgeschichte seiner Zeit einen ehrenvollen Platz behauptet, hat im Jahre 1907

Verschiedenes

beileibe kein Jesusroman: schauerliches Wort. Es ist ein Andachtsbuch! Wie viele Evangelische haben schon versucht, das Leben Jesu nach zu erzählen: feine ernste Bücher. Ich denke nicht nur an Wernle, sondern an des schlesischen Schulrats Fr. Schütze „Jesus der Meister des Lebens“ *), das rechte Buch für den Konfirmandentisch. Aber der junge Mensch wird solche Bücher doch immer als ernste Arbeit vornehmen. Auch „Wie Luther den Deutschen das Leben Jesu erzählt hat“, die treffliche Zusammenstellung von W. Köhler **). Der katholische Dichter kann mehr: er kann ohne jede Hemmung durch seine Theologie fabulieren und die ganze Heiterkeit seines eigenen Glaubens ausgießen über alle historischen und geschichtsphilosophischen Bedenken. Das ist schlechthin katholisch: wir Evangelische sollen uns ja hüten, so etwas nachmachen zu wollen. Der Traktätchenstil innerer und äußerer Mission, ruhmlosen Angedenkens in deutscher Bildung, wäre der Erfolg. Und gerade diese frömmelnde Phrase, die lästige Übertreibung fehlt bei Wittich. Er ist eben ein Dichter, ein Poet, der das in unserer Zeit kann, was die Anderen nicht können. Wir reden vom lebendigen Christus, er hat ihn. Das ist so selten, daß wir diesen Jünger Jesu hören müssen. Er wird uns nicht katholisch machen, aber fromm.

Breslau Karl Bornhausen

Die Geheimnisse der Weisen von Zion. In unserer Nr. 40 von 1921 haben wir uns mit dem Machwerk des Herrn zur Beek befaßt. Widerwillig, weil total ungläubig. Mit Erstaunen konnten wir inzwischen verfolgen, was für Leute auf diese Fälschung hereinfielen, was für eine Rolle sie spielten. Aber was wird heute nicht alles geglaubt und gefälscht. Nun hat B. Segel ein Buch erscheinen lassen: **Die Protokolle der Weisen von Zion, kritisch beleuchtet.** Eine Erledigung. Mit 6 Abbildungen. Berlin, Philo-Verlag 1924. 259 S. Gebunden 5 M.

Darnach entpuppt sich das ganze Werk — und unsre Theologen werden besondres Verständnis dafür haben — als eine regelrechte Apokalypse. Der Verfasser muß eine entsagungsvolle Arbeit damit gehabt haben, all den Zusammenhängen nachzuspüren. Wer das Werk selber nicht lesen kann oder will, greift vielleicht gerne zu der eingehenden Selbstanzeige des Verfassers in Nr. 572 und 578 der Frankfurter Zeitung. — Von Einzelheiten nur dies: Zion hat in diesem Fall nichts mit den Zionisten zu tun; der Bund der Weisen von Zion wurde 929 vor Chr. von König Salomo gegründet, der auf Zion residierte! R

Das Quäkertum und die Zölle. Im Anschluß an einen Vortrag von Professor v. Schulze-Gävernitz aus Freiburg wurde auf einer Tagung, über die wir in nächster Nummer berichten, diese Entschließung angenommen:

Die in Eisenach tagende Versammlung deutscher Quäker und Quäkerfreunde empfindet es als religiöse Pflicht gegenüber unserem ganzen Volke, folgende Tatsachen festzustellen.

Die Lebenshaltung von Millionen deutscher Volksgenossen befindet sich zur Zeit auf oder unter dem Existenzminimum. Es gilt dies in erster Linie von der großen Masse der Lohnarbeiter, aber nicht minder von breiten Schichten der Beamten, Mittelstandsangehörigen, Kriegsbeschädigten, Sozialrentner aller Art und Kleingewerbetreibenden — alles zusammengenommen der Mehrheit des deutschen Volkes.

Das im Reichstag zur Zeit zur Verhandlung stehende Zollgesetz schließt eine Verteuerung der notwendigen Lebensbedürfnisse in sich; es bedroht damit die Lebenshaltung breitester Volkskreise; es vertieft die schon heute tiefgehenden Klassengegensätze; es steigert die Erbitterung der Arbeiter zur Verzweiflung und beschwört so die Gefahr einer neuen Revolution herauf. Das deutsche Volk bedarf zum Wiederaufbau nach innen wie nach außen einer Milderung, nicht einer Verschärfung der bestehenden Klassengegensätze.

Die genannte Versammlung protestiert daher gegen das geplante Zollgesetz auf das entschiedenste, indem sie von der Erfahrung ausgeht, daß es unmöglich ist, die geistliche Botschaft Menschen nahezubringen, denen die leibliche Nahrung versagt ist. Das Wort Jesu „Der Mensch lebt nicht vom Brot allein“ schließt die Tatsache in sich, daß der Mensch in erster Linie vom Brote lebt, weshalb das Gebet des Herrn die Bitte um das tägliche Brot mit gutem Grunde in den Mittelpunkt gestellt hat.

Die Versammlung weiß sich in dieser Stellungnahme einig mit den besten Überlieferungen der Religiösen Gesellschaft der Freunde (Quäker), welche in ihrer Geschichte von nahezu drei Jahrhunderten um der Gerechtigkeit willen stets jene Privilegien bekämpfte, durch die Wenige sich auf Kosten der besitzlosen Volksgenossen Vorteile verschafften.

Komm, Herr Jesu, sei unser Gast. In gelehrtem Kreise kam die Rede auf dieses Tischgebet. Niemand kannte seinen Ursprung. Auch Nachforschungen ergaben nichts Bestimmtes. Weiß Jemand Bescheid, den bitten wir uns zu sagen, was er weiß. R

Weitere Literatur für Stockholm und Oslo

Erzbischof Söderblom selbst kommt zu Worte in seinem von Peter Katz verdeutschten und eingeleiteten Werke: **Einigung der Christenheit,** Tatgemeinschaft der Kirche aus dem Geist werktätiger Liebe. Halle, C. Ed. Müllers Verlag 1925. 120 S. 7 M.

Dazu schrieb derselbe Peter Katz: **Nathan Söderblom, ein Führer zur kirchlichen Einheit.** Die erste Darstellung von Söderbloms Gedankenwelt. Ebenda. 80 S. 2.40 M.

Hochwillkommen muß uns daneben sein ein Werk des andern um Stockholm verdientesten Mannes: D. Charles S. Macfarland: **Die internationalen christlichen Bewegungen. Amerikanisch gesehen.** Übersetzt und mit Geleitwort von D. Adolf Keller. Berlin, Furcheverlag. 237 S.

Von **Evangelisch-Sozial,** den Mitteilungen des Evangelisch-Sozialen Kongresses, ist ein Sonderheft zur Weltkonferenz erschienen, August 1925, 32 S., für 1 M. zu beziehen von der Geschäftsstelle Leipzig-Gohlis, Ulanenstraße 4 (Postscheckkonto 13 529).

Spät, aber eben noch rechtzeitig vor der Osloer Konferenz der Lutheraner erscheint das Protokoll der Eisenacher Vorgängerin: **Lutherischer Weltkonvent zu Eisenach** vom 19.—24. August 1923. Denkschrift, herausgegeben im Auftrage des Ausschusses. Leipzig, Dörffling und Franke. 247 S. Geb. 11 M.

Kleine Mitteilungen. Zu der Anmerkung Sp. 708 d. v. Nr. berichtigen wir ad 2, daß nach zuverlässiger Mitteilung die Kirchenbehörde nicht beteiligt ist, und daß auch sonst der Fall anders liegt, als wir aus gutem Grunde meinten annehmen zu müssen. Aber es liegen uns auch sonst Nachrichten vor über Kämpfe zwischen Wohnungsamt und Pfarrhaus, jeweilen nicht ohne Anteil der Kirchenbehörde. Die Pfarrhäuser sind nach der Revolution zum Teil brutal in Anspruch genommen worden; vielleicht seufzt noch hie und da eines unter seinen aufgezwungenen Insassen. Das ist wohl besser geworden, aber doch wohl auch darum, weil die Pfarrhäuser sich freiwillig der Not geöffnet haben. Jedenfalls liegt das ganz vornehmlich im Sinne des vom Kirchenausschuß gegebenen dankenswerten Erlasses. Wie anders soll die Kirche mit gutem Beispiel vorangehn? Ein Vertreter der Hamburger Mitternachtsmission sagte uns: „Unter den drei furchtbaren Nöten, Wohnungs-, sexueller und Alkohol-Not ist heute die Wohnungsnot die größte und dringendste.“ R

Vom Katholizismus der Gegenwart

Die Klagen und Debatten über katholische Personalpolitik und „Parität“ der höheren Beamten wollen nicht aufhören. Dabei ist es so außerordentlich schwer, der Sache auf den Grund zu kommen. Im neuesten „Kirchlichen Handbuch“ (XII, 1924/25), das soeben erschienen ist, wird nach einer Statistik vom Jahre 1924 nachgewiesen, daß bei sämtlichen höheren Reichsstellen (von Gruppe 10 an aufwärts bis zu den Staatssekretären) unter den 680 höchsten Reichsbeamten nur 81 (11,9 %) Katholiken waren. Vom Abbau seien 4—5 % der höheren Reichsbeamten getroffen worden; von den 81 katholischen Beamten dagegen seien 24 (also 29,6 %) abgebaut worden. Auch in Preußen wird mit ähnlichen Zahlen aufgewartet (für das Unterrichtsministerium vgl. Nr. 29/30, Sp. 666).

Auch im Landtag des Freistaats Hessen fand Mitte Juli eine Debatte statt anläßlich des von deutschnationaler Seite erhobenen Vorwurfs, „die Wahrung der Personalbelange sei beim Zentrum die Hauptsache“. Der hessische Zentrumsführer, Abg. Hoffmann-Darmstadt, wies im Einzelnen nach, daß unter den 197 höchsten Beamten des Landes 19 Katholiken seien, und zum Teil solche Katholiken, „die gar keinen Wert darauf legen, noch als Katholiken angesprochen zu werden“. Auch bei den mittleren und unteren Beamten der höchsten Landesstellen sei das Verhältnis kein anderes.

Am meisten wird in Preußen in den Gebieten mit überwiegend katholischer Bevölkerung (besonders Rheinland, Westfalen, Ermland, Eichsfeld usw.) darüber geklagt, daß seit 1918 eine rücksichtslose katholische Beamtenpolitik unter dem Patronat des Zentrums eingesetzt habe. Man muß sich nun dabei erinnern, daß nach alter preußischer Personalpolitik seit den Zeiten des Kulturkampfes die höheren und niederen Beamtungen dieser überwiegend katholischen Bezirke grundsätzlich mit Protestanten besetzt wurden. Daß die Korrektur im Einzelnen verletzend und vielleicht auch ungerecht gegen alte eingesessene Anwärter sich auswirkt, ist ohne Weiteres anzunehmen. So kam z. B. an uns aus Ostpreußen die Klage, daß überall, namentlich aber in der Bischofsstadt Braunsberg, an sämtlichen neu zu besetzenden Stellen vom obersten Regierungsbeamten bis zum zweiten Nachtwächter stramme Katholiken anstelle der bisher evangelischen Beamten eingesetzt worden seien. Diese Klage wird von ganz Preußen zu vernehmen sein. Im Rheinland haben sich unter dem Zeichen dieser Entwicklung überall „Vereinigungen evangelischer Beamten und evangelischer Akademiker“ gebildet. Eine derselben, die Ortsgruppe Düsseldorf, veröffentlicht folgende Erklärung: „Die in der Rheinprovinz von Tag zu Tag steigende imparitätische Behandlung der über zwei Millionen protestantischer Rheinländer hat unter diesen eine solche Erbitterung hervorgerufen, daß aller Orten sich evangelische Vereinigungen gebildet haben, die entschlossen sind, bis zum äußersten gegen die schreienden Ungerechtigkeiten anzu-

*) Breslau, Hirt 1922. 156 S.
**) Leipzig 1917. 154 S.

kämpfen und sowohl die kulturelle geschichtliche Stellung des rheinischen Protestantismus als auch die Belange ihrer Mitglieder verteidigen. So hat sich allein in der Stadt Düsseldorf in den letzten Wochen eine Vereinigung evangelischer Beamten mit bereits 1200 Mitgliedern und neben ihr eine solche evangelischer Akademiker mit bisher 200 Mitgliedern gebildet. Alle Beamtengruppen melden die rücksichtsloseste Verdrängung der evangelischen Beamten; bemerkenswert ist, daß namentlich alle leitenden Stellen mit Katholiken besetzt werden."

Bis jetzt sind einwandfreie statistische Unterlagen über diese Katholisierung des Beamtentums noch nicht veröffentlicht worden. Ich fürchte, daß eine solche den Nachweis liefern wird, daß, wie aus den gesteigerten Paritätsforderungen der katholischen Presse zu entnehmen ist (z. B. Germania Nr. 323 aus Oberschlesien), die den Konfessionszahlen der Bevölkerung entsprechende Zahl der katholischen Beamten noch lange nicht erreicht ist.

Allerdings mit einer Ausnahme: Im höheren Schulfach ist zweifellos sowohl im Rheinland als auch in ganz Preußen die Ziffer der katholischen Studienassessoren über den Bevölkerungsanteil und über das Verhältnis der Bekenntnisse der Schüler überragend. In den höheren Schulstellen nicht mehr. Nach dem Kunzekalender von 1923 waren von den Studienassessoren 39 % katholisch, von den Studienräten 24,8 %, von den Oberstudienräten 19,6 %, von den Direktoren 17,7 %. Die übergroße Zahl von katholischen Studienassessoren und Assessorinnen, von denen übrigens eine bestimmte Zahl in die von den Berechnungen nicht berücksichtigten privaten und klösterlichen Erziehungsanstalten abgehen, ist im Juni d. J. zum Gegenstand einer deutschnationalen Interpellation im Preußischen Landtag geworden. Die ausführliche Antwort des Unterrichtsministers Dr. Becker kommt zu dem Schlußurteil: „Der zunächst noch zu hohe Anteil der katholischen Studienassessoren erklärt sich aus dem tatsächlichen Überschuß an Katholiken, den die älteren Jahrgänge der Studienassessoren aufweisen, und der sich entsprechend in den älteren Jahrgängen der Anwärterliste bemerkbar macht (1920 = 45 %; 1921 = 40 %; 1922 = 36 %; 1923 = 32 %; 1924 = 32 %). Maßnahmen zur Herbeiführung eines weiteren Ausgleichs der Bekenntnisse sind daher weder erforderlich noch beabsichtigt." Die Schülerzahl verteilte sich nach der ministeriellen Erklärung gemäß dem Stand vom 1. Februar 1922 so, daß 70 % evangelisch und 24,9 % katholisch, der Rest israelitisch usw. war. Zur Kritik an der ministeriellen Antwort vgl. das Flugblatt „Rheinische Parität", zu beziehen vom Evangelischen Sonntagsblatt „Glaube und Heimat", Birkenfeld a. d. Nahe.

Es steht also fest, daß in den Jahren unmittelbar vor und nach dem Kriege die Zahl der katholischen Philologiekandidaten die der evangelischen, und zwar namentlich auf dem Gebiet der Altphilologie, das dem Katholiken an sich nahe liegt, verhältnismäßig erheblich übertraf. Interessant ist in diesem Zusammenhang auch die Statistik der Schüler der höheren Lehranstalten. Die Katholiken stellen von den Schülern der drei zum Universitätsbesuch berechtigten Schularten (Gymnasium, Realgymnasium, Oberrealschule) zusammengenommen in Preußen 26,01 % (von Schülern sämtlicher Schulen 24,9 %). Aber von den Schülern der Gymnasien machten die Katholiken 35,74 % und von den Abiturienten 33,01 % aus. Es wird also Sache der evangelischen Bevölkerung, und weniger des Staates Aufgabe sein, in diesen Zahlen Wandel zu schaffen.

*

Durch Dekret der Kongregation des Sant' Officio vom 22. Juli sind folgende Schriften von Professor Joseph Wittig, dem katholischen Kirchenhistoriker an der Universität Breslau verboten worden: 1. Der Aufsatz „Die Erlösten" im Hochland 1922, Heft 7, S. 1—26 (über ihn s. CW 1923 Nr. 5/6 Sp. 77/78 und meine Broschüre S. 32 f.); 2. die Broschüre „Meine ‚Erlösten' in Buße, Kampf und Wehr". Habelschwert, Frankes Buchhandlung; 3. die Schriften „Herrgottswissen von Wegrain und Straße. Geschichten von Webern, Zimmerleuten und Dorfjungen". Freiburg i. B., Herder; 4. die beiden Aufsätze „Das allgemeine Priestertum" und „Die Kirche als Auswirkung und Selbstverwirklichung der christlichen Seele", die zuerst in den katholischen Tatheften, dann in Ernst Michels Katholischem Zeitbuch „Kirche und Wirklichkeit" (Jena, Eugen Diederichs, 1923) S. 21—43 und 189—210 erschienen sind (vgl. CW 1924 Nr. 18/19 Sp. 322; meine Broschüre S. 112 f.); 5. endlich das bekannte „Leben Jesu in Palästina, Schlesien und anderswo". 2 Bände. Kempten, J. Kösel und Fr. Pustet. Die „Germania" fügt zur Milderung dieses Verdikts ihrer Meldung noch hinzu: „Dieses Verbot enthält kein Urteil über die Rechtgläubigkeit des Verfassers, sondern will nur besagen, daß die in den Büchern vorgetragenen Ansichten in der Form, wie sie dargeboten werden, gefährlich sind. Die in Frage kommenden Schriften bewegen sich auf einem Gebiete, auf dem nicht leicht ist, sich zwischen den Klippen der Passivität gegenüber der Erlösung durch Christus und der pelagianischen Aktivität und Selbstgenügsamkeit hindurchzuwinden, besonders wenn man glaubt, die von den Konzilien und den Theologen herausgebildeten Formeln verlassen zu müssen."

*

Die Kongregation des Sant' Officio hat ferner zwei Schriften des alttestamentlichen Exegeten Johann Ferdinand Hehn in Würzburg auf den Index gesetzt.

*

Die Kongregation des Sant' Officio weist in einer italienischen Kundgebung von Neuem auf die Bestimmungen des Cod. juris canonici c. 1399 n. 1, wonach der Gebrauch der von Nichtkatholiken stammenden Ausgaben und Übersetzungen der Bibel ipso iure verboten sind. Veranlassung zu dieser Mahnung gab die italienische Bibelübersetzung des Waldenserpastors Giovanni Luzzi, die auch unter Katholiken verbreitet wurde. Zugleich wird daran erinnert, daß nicht nur der Gebrauch der von Nichtkatholiken stammenden Bibelübersetzungen, sondern auch bei Bibelausgaben sogar der Originaltext und die alten katholischen Übersetzungen verboten sind.

*

Der schwedische Pastor Neander, Mitarbeiter Söderbloms in der Vorbereitung der Stockholmer Konferenz für praktisches Christentum, ist (nach einer Notiz des Osservatore Romano) vom Papst in Audienz empfangen worden. „Der heilige Vater gab ihm zu verstehen, daß die Nichtvertretung der katholischen Kirche auf dem Kongresse in Stockholm nicht auf Interesselosigkeit des heiligen Stuhles an den Bemühungen zur Einigung beruhe; er bete im Gegenteil für das Gelingen des Kongresses, dem er seinen Segen gebe." Er hoffe weiterhin, daß das „nahe (oder nächste?) vatikanische Konzil" (prossimo Concilio Vaticano) den protestantischen und orientalischen Kirchen beweisen werde, wie sehr dem heiligen Stuhl die Wiedervereinigung der christlichen Kirchen am Herzen liege. Es scheint durch die Stockholmer Parallele der Termin des zunächst hinausgeschobenen vatikanischen Konzils wieder in die Nähe gerückt worden zu sein.

Die katholische Presse (z. B. Augsb. Postzeitung Nr. 172) nimmt von dieser Entscheidung des Papstes in der Weise Notiz, daß die protestantischen Stimmen der Allgem. Ev.-Lutherischen Kirchenzeitung, der Gothenburger Stiftzeitung usw. gegen das Stockholmer Unternehmen zusammengestellt werden, um dann zu schließen, daß an einem solchen mangelhaft fundierten Unternehmen natürlich die katholische Kirche sich nicht beteiligen könne. „Um Krach zu machen oder sich an einer Abstimmung über die verwickelte Kriegsschuldfrage zu beteiligen, können sich Vertreter der katholischen Kirche, der es doch vor allem am ‚Frieden Christi im Reiche Christi' gelegen ist, nicht nach Stockholm begeben."

In seiner gewohnten Rücksichtslosigkeit äußert sich dagegen der Ritter von Lama: „Der Grundirrtum, von dem diese gut gemeinte Einladung ausgeht, ist die Gleichstellung der katholischen Kirche mit den andren, sich Kirchen nennenden Gemeinschaften. Die gesuchte Einheit kann nun einmal nicht anders wiederhergestellt werden, als durch Rückkehr jener, die sich von der einen Kirche, welche Christi Stiftung ist, losgesagt haben.

*

Zur Aufklärung über die Art und Weise, wie die im „Affenprozeß" in Dayton behandelten Probleme und Tatsachen in gebildeten katholischen Kreisen beurteilt werden, ist Folgendes charakteristisch:

1. Unter dem Titel „Tiermensch oder Seelenmensch" bringt die Germania Nr. 336 eine Erörterung, worin es heißt: Es ist theologisch gänzlich unwesentlich, ob Gott den Menschen am sechsten Tag nach menschlichen Begriffen von der Zeit erschaffen hat; denn „bei Gott ist ein Jahr wie ein Tag" — womit gesagt sein soll, daß die biblischen „Tage" irgendwelche Zeiträume bedeuten können. Genau so wenig liegt ein Grund vor, das biblische „Bilden aus Lehm" wörtlich zu nehmen. ... „Lassen wir also die Entwicklungstheorie als reine Theorie oder selbst als geschichtliche Tatsache gelten, die Bibel wird nicht berührt, wenn man nur die körperliche Abstammung im Auge hat und eine Erschaffung irgendwelcher Art durch einen übermenschlichen persönlichen Schöpfer nicht abstreitet. Der Kern des Problems liegt nicht in der Frage der körperlichen Abstammung, sondern darin, ob der Mensch auch seelisch nur ein höher entwickeltes Tier ist, oder ob er nicht vielmehr nach der seelischen, geistigen Seite eine ganz andere Wesensart darstelle." ... „Diese Frage könnte den Daytonprozeß zu einem Kulturereignis ersten Ranges werden lassen." ... „So besehen wird der Verhandlungsgegenstand des Gerichts in Dayton zum größten menschlichen Lebensproblem." Aber es ist nur eine „oberflächliche Sensation daraus geworden".

2. In einem „Tennessee" überschriebenen Aufsatz spricht sich Dr. Karl Sonnenschein im „Katholischen Kirchenblatt der Fürstbischöflichen Delegatur Berlin" sehr ausführlich über die Stellung der Katholischen Kirche zum Darwinismus aus (Germania Nr. 344). Stilistisch und inhaltlich unüberbietbar charakteristisch. Ein echtes Stück katholischer Harmonistik. Sowohl — als auch! Von vornherein scheidet die Menschenseele aus. „Sie ist nach katholischer Lehre vor jeder Geburt, der Ausfluß göttlicher Schöpferkraft." „Nicht Resultat produzierender Evolution." „Aber ihr Körper? Unterliegt er der Deszen-

denz?" „Gibt es eine Ahnenreihe für ihn?" „Die katholische Lehre unterscheidet hier zwischen Möglichkeit und Tatsächlichkeit." Die Kirche steht elastisch einer Möglichkeit des Körpers gegenüber. Das Dogma sagt grundsätzlich nichts dagegen. Thomas von Aquin vertritt die Entwicklung auf dem Gebiet der Ontogenese. „Wesentlich anders aber stellt sich die Kirche zu der Frage der Tatsächlichkeit. Hier tritt ihr historischer konservativer Charakter mit ganzer Breitseite in die Front. Sie hat religiöse Güter zu verwalten. Ist Hüterin der Inspiration der Heiligen Schrift. Ehe nicht erdrückend, unbestreitbar und ausgereift die naturwissenschaftliche These vor den Augen Europas steht und schlechthin keine Rückentwicklung mehr zuläßt, behütet sie alte Weisheit, ehrwürdiges Symbol und sekrete Formel": nämlich die Schöpfungsaussagen der Heiligen Schrift. „Elastischere Deutung, in sich möglich, lehnt die Kirche, wenn nicht Ausschlaggebendes und Endgültiges ins Feld geführt werden können, ab. Bisherige Forschungen und Argumentationen, die sie willig für das ganze außermenschliche Gebiet spielen läßt und billigt" (wie ja auch der Jesuit Wasmann und der Augustiner Mendel mit den Methoden der Deszendenztheorie auf ihren Teilgebieten der Ameisenkunde und die Pflanzenbiologie mitgearbeitet haben), „erscheinen ihr für den großen Sprung in das Reich der Menschheit nicht genügend unterbaut. Man muß verstehen, daß sie zaghaft ist. Daß sie eifersüchtig ist. Daß sie konservativ ist. Wenn man ihr an den Menschen rührt! Nicht nur an sein Kronjuwel, die Seele. Auch an den Körper, den Tempel des Heiligen Geistes." „Hier wird theologisches Grenzgebiet betreten. Auf dem das Auge der Kirche wachsam ruht. Mit jener Wachsamkeit, die im siebzehnten Jahrhundert die Auseinandersetzungen mit dem kopernikanischen Weltsystem verlangsamte. Vielleicht liegen hier die Dinge, wie einstmals bei Galilei."

3. Deutlicher kann man nicht durchblicken lassen, daß man eigentlich auf dem Boden der Deszendenztheorie steht, daß man sie nur aus Gründen kirchlicher Lehrentscheidungen vorsichtig zurückstellt. Die päpstliche Bibelkommission hat nämlich in einer Entscheidung vom 30. Juni 1909 für alle Katholiken verpflichtend festgelegt, daß die ersten drei Kapitel der Genesis nicht mythologische Fabeln, ähnlich denen anderer Völker, auch nicht bloße Allegorien ohne geschichtlichen Hintergrund oder halb geschichtliche, halb verdichtete Legenden enthalten, sondern die darin erzählten Begebenheiten, auf denen die Fundamente der christlichen Religion ruhen (Erschaffung der Welt und des Mnschen usw.), sind in historischem Sinne auszulegen. Zuzugeben sei, daß die Heilige Schrift hier nicht in wissenschaftlicher, sondern gemeinverständlicher Form belehren wolle, und daß man deshalb manche Einzelausdrücke in übertragenem Sinne nehmen dürfe und müsse (also z. B. den Begriff „Tag").

*

Auf Grund der Erfahrungen des Anno Santo hat sich ein katholisches Reisekomitee gebildet unter dem Vorsitz des Fürsten Aloys von Löwenstein, genannt „Rotala", welches dauernd Reisen für Katholiken veranstalten will. So im Jahre 1926 eine Sakramentswallfahrt zum Eucharistischen Kongreß nach Chicago, eine Palästina-Fahrt, eine Seefahrt nach Spanien mit Besuch von Sant Jago di Compostella und von Lourdes, Zentenarfahrten nach Assisi und Rom aus Anlaß des Todesjubiläums des heiligen Franziskus, dazu noch eine Anzahl kleinerer Fahrten nach Gnadenorten und Klöstern in Deutschland und Österreich.

Marburg Heinrich Hermelink

Wöchentliche Chronik

Über den Verlauf der Weltkonferenz in Stockholm berichten alle Tageszeitungen. Wir verzichten darauf, an dieser Stelle mit ihnen zu wetteifern, und lassen später unsre Berichterstatter zu Worte kommen.

Auf der Durchreise nach Stockholm wurden D. Macfarland von New York, D. Baltzer von St. Louis (Präses der Evangelischen Synode), D. Preß (Direktor des Predigerseminars dieser Synode) und D. Keller von Zürich (Vertreter des Hilfsbundes) vom Reichspräsidenten v. Hindenburg empfangen.

Das Oberkirchenkollegium in Breslau hat namens der Evangelisch-lutherischen Freikirche in Preußen gegen die „Richtlinien für die Lehrpläne der höheren Schulen Preußens" Einspruch erhoben, da diese den Geist biblisch-evangelischen Christentums fast völlig vermissen ließen, und eine grundsätzliche Umgestaltung der Richtlinien im Sinne des vollen biblischen Evangeliums gefordert.

Der Preußische Landeskirchenausschuß hat die Schaffung einer Ehrendenkmünze für Goldene Hochzeitspaare, wie sie früher vom Landesfürsten verliehen wurden, beschlossen.

Die bischöfliche Methodistenkirche in Bremen erhielt die Rechte einer Körperschaft öffentlichen Rechts.

Der Memeler Kirchenstreit ist durch Verhandlungen in Berlin unter dem Vorsitz des Präsidenten des Evangelischen Oberkirchenrats D. Kapler beigelegt worden.

Die Mennoniten haben in Zürich ihr 400 jähriges Jubiläum gefeiert. Sie zählen jetzt in der Schweiz 22 000, Deutschland 5000, Holland 70 000, Rußland 100 000, Vereinigten Staaten 90 000, Kanada 20 000, Frankreich 4000, Polen 2000, Mexiko 1000 Glieder.

In Holland erscheint eine Christelijk Tijdschrift voor Radio, officiell Orgaan van de Nederlandsche Christelijke Radio-Vereeniging, der es gelungen ist, bei der holländischen Sendestation Hilversum schon eigene christliche Programme durchzugeben.

Einem für eine großzügige Evangelisation in der unierten evangelischen Kirche Polens berufenen Volksmissionar wurde von den polnischen Behörden die Einreise verweigert.

Aus dem zur Liquidierung vorgesehenen Gebäude des Hilfsvereins deutscher Frauen in Strelno wurden die Diakonisse und zwei alte gebrechliche Witwen durch den Gerichtsvollzieher exmittiert, ihr persönliches Eigentum aus den Wohnräumen hinausgetragen und auf den Hof gestellt. Auch das deutsche Krankenhaus Bethesda in Gnesen wurde nach gewaltsamer Öffnung der Türen in Besitz genommen und die Diakonissen zwangsweise exmittiert.

Der tschechische Staat verweigert den ungarisch-reformierten Gemeinden die Anerkennung ihrer neuen Kirchenordnung und widersetzt sich der Errichtung einer theologischen Schule.

In Südslavien sind alle protestantischen Schulen geschlossen worden, nur die bekenntnislose Staatsschule genießt öffentliche Anerkennung. Die christlichen Lehrer werden in den Ruhestand versetzt oder, wenn sie noch arbeitsfähig sind und nicht an die Staatsschule übergehen wollen, entlassen. Reformierte Pfarrer sind des Landes verwiesen ohne Angabe des Grundes und ohne Einräumung des Rechts der Verteidigung. RefKZ 28

Die Zahl der Rumänien angeschlossenen Calvinisten beträgt 800 000, sie haben eine Fakultät mit 146 Hörern.

In Siebenbürgen entfalten die Ernsten Bibelforscher eine außerordentliche Propaganda und haben in Klausenburg eine mit allen modernen Einrichtungen versehene Druckerei gegründet.

Das 12. Konzil der reformierten Kirchen presbyterianischer Ordnung in Cardiff hat die Frage eines gemeinsamen Glaubensbekenntnisses nach Referaten von D. A. Martin aus Edinburgh (verneinend), Professor Shaw aus Halifax (bejahend), Professor Karl Barth aus Göttingen (verneinend) behandelt und beschlossen, daß ein Ausschuß die Frage beraten und dem nächsten Konzil eine Vorlage machen soll.

Das amerikanische Near East Relief Comittee hat jetzt noch 20 000 armenische Waisenkinder in Pflege (vor ein paar Jahren die doppelte Zahl) und unterstützt 550 000 Flüchtlinge; für das Werk sind in sechs Jahren 90 Millionen Dollar aufgewendet worden.

Professor Charles Erdman am Seminar der Presbyterianer in Princeton in Nordamerika, der sich nie im bekenntnisfeindlichen Sinne geäußert hat, aber in seiner Polemik duldsam geblieben war, ist zwar nicht seiner Professur, wohl aber seines Amtes als Seelsorger der Studenten enthoben worden.

Die Generalsynode der South Presbyterian Church in Nordamerika hat den Antrag, auch den Frauen das Recht der öffentlichen Rede in der Kirche zu verleihen, mit Rücksicht auf die Bibel abgelehnt.

Das Komitee für deutsche Interessen der Vereinigten lutherischen Kirche in Nordamerika fordert für die Theologiestudierenden die Fähigkeit, deutsch lesen zu können; für eine lutherische Theologie sei Deutsch mit Lateinisch und Griechisch in eine Linie zu stellen.

Der „Affenprozeß" in Dayton (CW 29/30) hat mit der Verurteilung des Angeklagten, Lehrer Scopes, zur Mindeststrafe von 100 Dollar geendet. Der Washingtoner Gerichtshof hat eine Prozeßführung gegen Lehrer, die gleich Scopes die Evolutionstheorie lehrten, mit der Begründung abgelehnt, daß eine Mißachtung der Bibel durch die Darwinsche Theorie nicht gegeben sei.

Für die Gründung einer Freien Gedächtnis-Universität der Fundamentalisten wurden bisher 2 000 000 Dollar gezeichnet. Aus Peking (!) spendeten lokale Organisationen (?) 100 000 Dollar. Bryan hatte sich noch während des Affenprozesses zu 500 000 Dollar verpflichtet. John R. Straton von der Golgatha-Baptisten-Kirche in New York fordert den Verteidiger des Scopes zu öffentlichen Debatten über den Darwinismus auf. Er soll an Stelle Bryans die Führung im Kampfe gegen die Entwicklungslehre übernehmen. FZ 577 nach United Preß.

Die Gesellschaft der Atheisten in Moskau hat 100 Dollar gesammelt und dem in Dayton zu 100 Dollar Strafe verurteilten Lehrer Scopes zugedacht. FZ 569

Im „8 Uhr-Abendblatt" schrieb D. Reinhold Seeberg: „Die naturwissenschaftliche Betrachtungsweise Darwins steht in keinem Widerspruch zur kirchlichen Lehre. ... Nur wenn Dummköpfe den Darwinismus mißverstehen, entsteht eine Gefahr für Religion und Sittlichkeit. ... Statt sich über ein so ernstes Thema sachlich auszusprechen, haben in Dayton die Radaubrüder das große Wort." Ebendort äußert sich „ein führender katholischer Theologe". Näheres Protbl. 31. (Aber warum gibt es die Nr. des 8 Uhr-Abendblattes nicht an?) Vgl. Sp. 764.

Zwei russische Bischöfe kämpfen in New York um die orthodoxe Kathedrale. Platon, durch Philippopsky im Auftrage des Patriarchen Tichon abgesetzt, erlangte Gerichtsbeschluß, daß die Kirche ihm wieder auszuliefern sei; seine Anhänger erbrachen die Sakristei, in der sich Philippopsky mit den Seinen verschanzt hatte. Philippopsky, als bolschewistischer Agitator verdächtig, wurde verhaftet und wegen Nichtbefolgung eines Gerichtsbeschlusses zu 30 Tagen Haft verurteilt. Platon behauptet, der Gegner sei kein russischer Bischof, sondern römischer Katholik. Philippopsky behauptet, der Gegner sei nach Rußland zurückberufen, um sich dort vor dem Patriarchen zu verantworten. FZ 572

Kirchenrat Born in Bergzabern, Pfalz, wegen Weigerung des Kirchenschlüssels an einen Unteroffizier, der sich nicht ausweisen konnte, zu vier Tagen Gefängnis verurteilt, wurde durch französische Gendarmen von der Straße weg verhaftet, obwohl er nach der Verurteilung gebeten hatte, ihm den Termin des Strafantritts vorher anzuzeigen. Sonnabend Abend; am Sonntag konnte kein Gottesdienst stattfinden.

Das 100jährige Stiftungsfest des Corps Teutonia in Marburg wurde mit einem Gottesdienst in gedrängt voller Elisabethkirche eröffnet.

In Hügelsheim starb der weit über Deutschlands Grenzen hinaus bekannte (katholische) Rosenpfarrer J. Kast. Nach Tausenden zählten die von ihm kultivierten Rosenarten, die in dieser Reichhaltigkeit unerreicht waren. Sie sollen jetzt dem botanischen Garten in Karlsruhe überwiesen werden. FZ 572

Von Personen. Berufen: Professor D. Karl Barth in Göttingen als Ordinarius nach Münster (Lehrstuhl Glawe's), er wird Dogmatik und N.T. lehren, hat angenommen. Abgelehnt hat Professor Lic. Dr. Paul Tillich in Dresden den Ruf nach Gießen; das so wieder vakante Ordinariat für systematische Theologie übernahm Professor D. Heinrich Frick in Gießen (für ein Vierteljahr beurlaubt nach Haverford College in Pennsylvanien). Habilitiert: Pfarrer Lic. Dr. Leopold Cordier in Elberfeld für Praktische Theologie in Bonn, Pfarrer D. Friedrich Gogarten in Stelzendorf hält vom WS an Vorlesungen über systematische Theologie in Jena. Promoviert zum D.: Pfarrer Lic. Wilhelm Thimme in Iburg von Münster, Pfarrer Lic. Gottlob Mayer in Greifswald von Greifswald, der frühere Missionar der Mission Romande Henri A. Dunod von Lausanne. Poul Le Seur, bisher Inspektor der Berliner Stadtmission, ist D. nicht von Berlin, sondern von Greifswald. Bethel-Missionar Roehl erhielt von der Preußischen Akademie der Wissenschaften die silberne Leibnizmedaille wegen seiner Arbeiten auf dem Gebiete der afrikanischen Sprachforschung. Gewählt: Dr. Max Maurenbrecher in Berlin zum Pfarrer von Mengersgereuth, Thüringen. Gestorben: Professor Builleumier in Lausanne. E St

Versammlungen

In Frankfurt a. M. findet am 6. September ein **Evangelischer Volkstag statt.** Eingeladen wird durch eine 132 (!) Seiten lange Schrift von mehr als örtlichem und ortsgeschichtlichem Interesse. Geschäftsstelle: Evangelischer Volksdienst, Schillerstraße 20 II.

Der zweite Internationale **Kongreß für Individualpsychologie** findet 5.—7. September in Berlin statt. Der 7. gilt der Kulturgeschichte und der Religion. Am Nachmittag sprechen Seif (München) über Individualpsychologie und Religion, Vorbrodt (Alt-Jeßnitz) über Individualpsychologie und Religionspsychologie. Ort: Guttmannsaal Berlin W. 57, Bülowstraße 104. Geschäftsstelle: Dr. Künkel, Berlin-Dahlem, Falkenried 12.

Das Programm der 55. Versammlung **deutscher Philologen und Schulmänner,** die vom 29. 9. bis 2. 10. in Erlangen stattfindet, wird vom ersten Vorsitzenden Professor Dr. Otto Stählin, Rathsberger Straße 9, versandt. Es ist sehr reichhaltig, 15 Seiten; von Theologen spricht Greßmann über Ausgrabungen in Byblos, Behm über pneumatische Exegese, Rahlfs über das Göttinger Septuagintawerk, v. Dobschütz über Vorarbeiten für Nestle Tischendorf und Wetstein, Lohmeyer über Offbg. Joh. 12, Sickenberger über Offbg. Joh. und Rom, Girgensohn über geschichtliches und übergeschichtliches Denken in der Religionswissenschaft, Clemen über den gemein-indogermanischen Totenkult, Schomerus über die Bhakti-Religion.

Unmittelbar voraus geht ein Tag **Gesellschaft für Kirchengeschichte:** Montag, den 28., Erlangen, Kollegienhaus. Nachmittag 3 Uhr sprechen Pfarrer Lic. Loy aus Bayreuth über den Flacianischen Erbsündenstreit in Regensburg und Professor Dr. Rothenbücher aus München über die rechtliche und geschichtliche Bedeutung der neueren Konkordate.

Unmittelbar folgt die Süddeutsche Provinzialtagung des **Evangelisch-Sozialen Kongresses** in Nürnberg am 4. und 5. Oktober. Vgl. Inserat.

Und am Abend des 5. Oktober beginnt im benachbarten Coburg die Tagung des **Bundes für Gegenwartchristentum.** Vgl. das seit Nr. 29/30 laufende Inserat! Dabei zu beachten, daß diese Anzeige andauernd noch Veränderungen unterworfen ist.

Versammlungskalender

August	19.—30.	Weltkonferenz Stockholm.
September	2.—5.	Allgemeine Evangelisch Lutherische Konferenz Oslo.
	5.—7.	Internationaler Kongreß für Individualpsychologie, Berlin.
	19.—22.	Deutscher Verband für Kindergottesdienst Stuttgart.
	20.—22.	Gustav Adolf-Verein Gießen.
	28.—2.	Oktober. Deutsche Philologen und Schulmänner Erlangen.
Oktober	4. 5.	Evangelisch-Sozialer Kongreß Nürnberg.
	5.—7.	Bund für Gegenwartchristentum Coburg.
	18.—25.	Arbeitswoche für religiösen Sozialismus, Berlin.
	26.—28.	Religion und Pädagogik Michelstadt.

Verantwortlich: Prof. D. Martin Rade, Marburg a. L

Evangelischer Diakonieverein E.V.

Berlin-Zehlendorf, Heidestraße 20

(2000 Schwestern, 300 Arbeitsfelder)

Unentgeltliche theoretische und praktische Ausbildung für evang. junge Mädchen und alleinstehende Frauen in der allgemeinen Krankenpflege, Wirtschaft, sozialen Erziehungsarbeit, Kinderkrankenpflege, Säuglingspflege, Wochenpflege und Geburtshilfe — mit und ohne staatliche Prüfung — in den Vereins-Ausbildungsstätten zu Bernburg (Anhalt), Bielefeld, Danzig, Dresden, Düsseldorf, Elberfeld, Erfurt, Frankfurt a. M., Magdeburg, Merseburg, Potsdam, Ratingen und Stettin. — Ohne Kautionsstellung und ohne Verpflichtung für die Zukunft. — Taschengeld und Stellung der Schülerinnen-Arbeitstracht. Bei Anstellung zeitgemäße Besoldung und zeitgemäßes Ruhegehalt für Alter und Invalidität. — Voraussetzung: Höhere Schulbildung, Eintrittsalter 18—30 Jahre.

Prospekt und nähere Auskunft durch den **Ev. Diakonieverein.**

Evangelisch-soziale Frauenschule Freiburg i. B.

Anstalt des ev. Frauenverbands für Innere Mission

Staatlich anerkannte Prüfungsstelle

Ausbildung von Sozialbeamtinnen und Wohlfahrtspflegerinnen in zweijährigem Lehrgang für den öffentlichen und kirchlichen Dienst.

Schulbeginn am 1. Oktober. Auskunft durch die Leitung

Frl. Dr. Schenk, Freiburg i. B., Dreisonnstr. 3.

Mittwoch, den 2. September, nachmittags 3½ Uhr

Zusammenkunft von „Freunden der Christl. Welt" im Heim Friedrichroda, Schreibersweg 6.

Aussprache über **die kirchliche Lage,** eingeleitet von Rade.

Gäste willkommen.

Bund für Gegenwartchristentum

5.—7. Oktober 1925 in Coburg

Sonntag, 4. Oktober, abends: Beisammensein im Gasthof zum Bären.

Montag, 5. Oktober, nachmittag 5 Uhr: Hauptversammlung der **Freunde der Christlichen Welt** im kleinen Saale des Hofbräuhauses.

8 Uhr: Begrüßungsabend im großen Saal des Hofbräuhauses. Vortrag von Professor D. Heussi (Jena): **Luther und der Bauernkrieg.**

Dienstag, 6. Oktober, früh 8½ Uhr: Morgenfeier in der Schloßkapelle: Pastor D. Mensing (Dresden). — 9½ Uhr: Führungen durch die Sammlungen der Burg. — Punkt 11 Uhr: Erste Hauptversammlung im Kongreßsaal auf der Veste. Vortrag von Staatspräsident a. D. Dr. Hieber (Stuttgart): **Der protestantische Staatsgedanke.** — 12½ Uhr: Mittagessen im Festungshof. — 2 Uhr: Aussprache, eröffnet durch Prof. D. v. Soden. — 8 Uhr: Aufführung des Mysteriums **„Die Apostel"** im Saale des Gesellschaftshauses.

Mittwoch, 7. Oktober, früh 8½ Uhr: Zweite Hauptversammlung im Kongreßsaal. Vortrag von Professor D. Weinel (Jena): **Völkische Bewegung und Christentum.**

Nachmittags Ausflug nach der Rosenau. Dort Vortrag von Missionsdirektor D. Witte (Berlin): **Der Kampf Chinas um eine neue Zukunft und unsre Stellung dazu.** — Abends Beisammensein im Gasthof zum Bären.

Wohnungsanmeldungen (einige Freiquartiere, Privatquartiere 2.50 M., Hotels 3.60—5 M., im „Festungshof" 25 Betten zu 4 M.) baldigst an Direktor Meckel in Coburg, Gaswerk.

Monatlich zwei Doppelnummern — Im Inland monatlich zu beziehen durch alle Postämter, im Ausland vierteljährlich nur durch Kreuzband vom Verlag unmittelbar — Haltegebühr im Inland für den Monat Septbr. Goldmark 1.—; im Auslande für das Vierteljahr Juli—Septbr. Goldmark 3.—; Porto nach dem jeweiligen Posttarif. Einzelpreis der Doppelnummer Gm. —.60. — Anzeigengebühr: die viergespaltene Millimeterzeile Goldmark 0.20, bei sogenannten kleinen Anzeigen (z. B. Stellungsgesuchen) Goldmark 0.15. Größere Anzeigen nach Tarif. — Postscheckkonto Erfurt 23182. — Leopold Klotz Verlag, Gotha

Druck von Friedrich Andreas Perthes A.-G. Gotha

Die nächste Nummer der Christlichen Welt erscheint am 3. September